Aus fernen Landen.

Novellen

von

A. [ugust] Schneegans.

Inhalt:
San Pancrazio von Evolo. — Eurikleia. — Sirenengold. —
Auge um Auge.

Breslau
Verlag von S. Schottlaender
1886.

Inhalt.

San Pancrazio von Ebolo.

I.

„Hinunter mit ihm! — In's Meer mit dem alten Trotzkopf! — Unter den Tintenfischen und Seekrebsen mag er wieder zur Vernunft kommen! — Nun berührt er das Wasser! — Er schwimmt! — Er taucht unter! — Nun, Evoluccio, mög' es Dir wohl gehen dort unten im kühlen Grunde!"

Der inmitten einer lärmenden Volksmenge auf der äußersten Spitze des jäh hinunterfallenden Felsvorgebirgs von Evolo also schrie und tobte, war der kleine, breitschulterige Schiffsmakler Cesare Agresta, und die sich mit wüthendem Rufen und noch wüthenderen Geberden auf dem Felsen, um die alte Capelle, zwischen den knorrigen Oelbäumen bewegten, die waren seine Mitbürger und Mitbürgerinnen, die vollzählige Einwohnerschaft des sicilianischen Städtchens von Roccastretta, Männer und Frauen, Kinder und Greise, Reiche und Arme — ja sogar mit Inbegriff des hochwürdigen Padre Atanasio

und des nicht weniger hoch zu verehrenden Herrn Sindaco, welche Beide, ein paar Schritte abseits, mit einem besonderen Ausdruck von verschmitzter Schadenfreude dem Treiben der Menge zuschauten. Um den Stamm eines alten Oelbaums hatten einige handfeste, halbnackte Gesellen ein dickes Tau geschlungen, das in seiner ganzen Länge über dem Fels in das Meer hinabhing und zuweilen, in hartem Stoßen und Ziehen, als trüge es ein schweres, unregelmäßig hin- und herbaumelndes Gewicht, den alten Stamm bis in die höchsten Aeste und in die tiefsten Wurzeln erbeben machte. Don Cesare führte den Oberbefehl über das wild umhertobende Volk; er lief, er rief, er gesticulirte, er commandirte, er fluchte, er lachte, er polterte, und Alles gehorchte seinem Worte und seinem Winke.

„Weshalb sich eigentlich der kleine Don Cesare so sehr dabei ereifert, kann ich nicht begreifen," sagte der wohlgenährte Padre Atanasio seinem Nachbar, dem Herrn Sindaco, in's Ohr; „dem hat der alte Evolino — oder der Evoluccio, wie sie ihn heute schimpfen — doch niemals ein Leid zugefügt, und dem kann's einerlei sein, ob es regnet oder nicht; denn er besitzt ja nicht das kleinste Stückchen Landes und nicht einen einzigen Citronenbaum nennt er sein Eigenthum!"

Der Herr Sindaco zog die Schultern in die Höhe wie Einer, der eben auch nicht mehr weiß, und erwiderte,

mit leichtem Kopfnicken auf ein junges Pärchen deutend, das sich, halb hinter der Capelle versteckt, lebhaft zu unterhalten schien:

„Während Don Cesare sich mit den Alten beschäftigt, beschäftigt sich sein lustiges Schwesterchen, die schöne Carmela, lieber mit den Jungen!“

„Merk' schon lange, daß zwischen diesen Beiden etwas vorgeht,“ antwortete der Pater mit einem Seitenblick, in welchem sich etwas wie der Ausdruck einer, im tiefsten Grunde des Herzens gegen eine halbneidische Empörung ankämpfenden Resignation wiederspiegelte; „. . . . was aber draus werden soll? . . . der reiche Nino wird sich doch nicht mit der Tochter dieses Schiffsmaklers begnügen wollen!“

„Na, Padre Atanasio, man braucht nicht immer gleich an's Heirathen zu denken,“ meinte der Andere, indem er, ein Auge zudrückend, den feisten Pater mit pfiffiger Miene anlächelte.

„Weiß es ja sehr wohl,“ erwiderte dieser, ohne irgendwie an dem leichtfertigen Worte Anstoß zu nehmen; „aber merkt Don Cesare, wo es hinaus will, so mag sich Nino vor dessen Messer in Acht nehmen!“

„Das ist Ninos Sache,“ lachte der Herr Sindaco breit heraus; „zwischen des Nachbars Thür und Angel werde ich mich wohl hüten meinen Finger zu stecken.“

Sie wurden durch die in wirrem Durcheinander

von dem Fels nach der Capelle zurückfluthende Menge unterbrochen.

„Das freut Euch, Padre Atanasio!“ schrie Einer, ein hagerer, unter seiner calabresischen Mütze banditenartig dreinschauender Schiffer; „mit dem alten Evoluccio standet Ihr doch niemals auf freundlichem Fuß. Nun ist er geborgen auf einige Zeit!“

„Muß unten bleiben, bis er vernünftig wird,“ rief ein Anderer und ballte wüthend die Faust dem Meere zu; „und geht's nicht so, so geht es anders!“

„Ja! ja!“ heulte ein Dritter, der mit einem langen Messer in der Luft herumfuchtelte; „ja! ja! Santo Diavolo! Geht's nicht mit dem Wasser, so muß er an's Feuer glauben! Und hätte Don Cesare es den Andern nicht ausgeredet, heute schon hätten wir ein Höllenpfühlchen unter des Alten Sohlen angezündet, daß er an uns gedacht hätte bis in die allerewigsten Ewigkeiten! — der Schuft! der Erzlump! der alte Heide!“

Ein blitzartiges Lächeln zwinkerte bei diesem letzten Worte in Padre Atanasios Auge, nur ganz kurz aber und für Keinen bemerkbar; dann sagte er, langsam mit der Hand den Abziehenden zuwinkend und seine Worte in eine salbungsvolle Beschwichtigungsmelodie einkleidend:

„Laßt's nur gut sein! Diesmal wird's schon wirken. Bösartig war ja der Evolino nie gesinnt.

Man muß nur zuweilen seinem alten Gedächtniß ein bischen aufhelfen. Wäret Ihr so alt wie er, Ihr würdet auch zuweilen etwas vergessen."

Worauf die Umstehenden in ein helles, lustiges Lachen ausbrachen und sich unter einander zuriefen:

„Der Padre hat wieder einmal Recht! Denn alt ist der Evoluccio — so alt, daß es Keinem von uns gedenkt — und mit dem Alter muß man Nachsicht haben!"

„Carmela! Carmela!" rief es plötzlich aus der Mitte des Gewühls, das sich am Abhange des Vorgebirges dem Städtchen zuwälzte; und von seinem erhöhten Standpunkte sah Padre Atanasio, wie Don Cesares kurzgedrungenes Gestältchen gewaltig gegen die Wogen des Volkes ankämpfte, wie er den Hals in die Höhe reckte, wie er auf seinen kleinen Beinchen in die Luft schnellte und sich auf die Zehen stellte, und sich alle nur erdenkliche Mühe gab, um den Berg wieder hinaufzuklettern, oder zum mindesten über die Köpfe seiner Landsleute hinwegzugucken. „Carmela!" rief er, „wo bleibst Du?"

Carmela schien aber gerade an einem höchst fesselnden Absatz ihrer Unterhaltung mit dem feinen und das willig horchende Mädchen so lustig und unternehmend umwerbenden Nino angelangt zu sein.

„Siehst Du," hatte er zu ihr gesagt, indem seine Hand auf ein zwischen Citronenbäumen dicht am Fuß

des Vorgebirges verstecktes Landhaus zeigte, „dort liegt meine Cassina; voriges Jahr habe ich sie geerbt und vor wenigen Tagen erst wurde sie fertig gebaut. Wie niedlich es jetzt dort drinnen aussieht! — Alles neu eingerichtet zum wohnlichen Leben! Und so kühl und wohlig sitzt sich's dort in den heißen Sommerabenden — mit dem frischen silberhellen Quell, der aus dem Felsen in das alte griechische Marmorbecken sprudelt; ein Stein, weißt Du, aus dem Tempel, der hier oben stand, mit Götterbildern und wunderbaren Thieren. Kommst Du einmal mit mir dort hinaus, Carmela, so sollst Du sehen, wie traulich sich's plaudert — viel traulicher als unter Deinem Fenster in der finsteren Straße."

Der Blick des schönen Mädchens folgte seiner Geberde. Mit der Hand beschattete Carmela sich die Augen und ein rosiges Lächeln legte sich um ihren feingeschnittenen Mund.

„Ei ja!" sagte sie halblaut vor sich hin; „da mag's wohl kühl und wohlig sein. Gern glaub' ich Dir's."

Da hörte sie des Bruders Stimme. „Ich komme!" rief sie zurück, und rasch zu Nino sich noch umwendend:

„Seh' ich Dich heut Abend zur gewohnten Stunde?"

„Wenn Du mir versprichst, auch einmal mit mir hier heraus zu kommen!"

„Ja, ja!“ rief sie hastig und lief davon, den Andern nach, den Bergesabhang hinunter. Nino aber strich sich das feine Schnurrbärtchen und gar schelmisch lachte ein kleiner, spitzbübischer Schalk aus seinen Augen zu dem niedlichen Mädchen hin, das ihm so leichthin ein so weitgehendes Versprechen hingeworfen.

Wie Padre Atanasio sich allein neben der Capelle unter den Olivenbäumen, befand, trat er langsamen Schrittes zu dem Felsvorsprung hin und ein gar sonderbares, mitleidig neckendes Lächeln schwebte über sein Gesicht, als sein Blick an dem Seile hinunterglitt bis zu der Stelle, wo dasselbe in's tiefe Wasser tauchte. Dort unten aber, mehrere Fuß tief in der See, von den brandenden Wogen umschäumt, schwamm etwas Schweres, das wie ein menschlicher Körper aussah — ein unbeholfener Klumpen, den die Wellen hin-. und herschaukelten, und um welchen die wie silberne Pfeile schwimmenden Fische blitzschnell umherschossen. Zuweilen prallte das Ding an einen Stein an, kollerte um sich selber herum und kam dann wieder allmälig in seine regelmäßige, langsame Wasserbewegung. Ließ das Schäumen der Wellen aber etwas nach und fielen die Sonnenstrahlen ungebrochen in die klare Fluth, so hätte man darauf schwören wollen, daß dort eine Leiche herumschwimme — die Leiche eines alten Mannes mit schneeweißem Haar und Bart, in verblichenem roth-

braunem Mantel; das Seil lag, in starken Knoten geschürzt, fest um seine Hüfte, auch die Arme waren von dem Seile umfaßt und eng zusammengeschnürt. Er lag dort unten, der arme alte Mann, steif und langgestreckt wie ein Todter, und ließ sich von den Wellen umhertreiben; und Padre Atanasio schaute so sonderbar zu ihm hinab, und so sonderbar klangen die Worte, die er ihm noch beim Scheiden über die Achsel hinunterwarf:

„Geschieht Dir ganz recht, Evoluccio! Hast ja von jeher unserer hochgebenedeiten Mutter Gottes eine lästerliche Concurrenz gemacht! Für Dich hast Du die reichsten Geschenke, die feinsten Kerzen, die schönsten Feste beansprucht! — Und was ist denn so Besonderes an Dir? Bist ja doch nur ein alter, halbbekehrter Heide!"

Der arme, alte Mann mit dem schneeweißen Bart und Haar und dem rothbraunen Mantel, um den die Fische fröhlich in der warmen Sonne spielten, war aber kein Ermordeter; er war auch keine Leiche; er war nicht einmal ein armer alter Mann, — sondern der besondere Schutzpatron des Städtchens und der Umgegend, der heilige Pancrazio von Evolo in höchst eigener Person, — der Evolino, wie ihn das Volk in seiner familiären Art kurzweg zu nennen pflegte, — der Evoluccio, wie es ihn schimpfte, wenn es unzu=

frieden mit ihm war. Er selbst, der gute Evolino, mochte wohl gar nicht gewußt haben, wie ihm geschah, als an diesem schönen Frühlingsmorgen die ganze Bevölkerung in sein stilles Heiligthum auf dem Vorgebirge von Evolo hereinbrach, als er von seinem Postamente gerissen, aus der kühlen Dämmerung seiner Capelle in's Freie getragen, unter den ungebührlichsten Flüchen und Verwünschungen seiner Schutzbefohlenen mit einem Strick um den Leib, zum Rande des Felsens geschleppt, und wie eine todte Katze, der man einen Stein an den Hals hängt, in's Meer hinunter geschleudert worden war. Kaum zwei Tage vorher noch war die vollzählige Gemeinde von Roccastretta in seiner Capelle versammelt gewesen; Worte der inbrünstigsten Ergebung waren wie ein wohlthuender Weihrauch zu der Nische, in deren Höhlung er seit undenkbaren Jahren seine Wohnung aufgeschlagen hatte, hinaufgestiegen: „Heiliger Pancrazio von Evolo, lieber, guter, einziger San Pancrazio!" beteten die braven Leute, „du liebst uns wie deine Kinder, und wie einen Vater lieben wir dich! Wir bringen dir an jedem Sonntage duftende Sträuße, und wenn, wie auch jetzt, die Alles versengende Dürre unsere Blumen tödtet, so bringen wir Sträuße von Gold und Silberflimmer, und dicke, gelbe Wachskerzen zünden wir vor deinem Bilde an. Der Herr Padre Atanasio, der dich ja doch nur so neben-

bei verehrt und dich einen nur halb bekehrten Heiden schilt, behauptet, wir gäben seiner Mutter Gottes nur schlechte Unschlittlichter, und für dich behielten wir das Schönste, was wir besäßen! Da siehst du ja, bester, liebster, einziger San Pancrazio, daß wir mit dir nicht geizen, und so sollen's auch unsere Kinder mit dir halten, denn du bist und bleibst unser einzig geliebter, einzig verehrter Schutzpatron. Aber nun erinnere dich auch Deines besonderen Amtes, lieber, guter Evolino! Bedenke! Seit drei Monaten ist kein Tropfen Regen mehr auf unsere Felder, Bäume und Reben gefallen. Sieh dich um: die Feigen vertrocknen, die Früchte des Oelbaums wollen nicht gedeihen, die Weizenfelder gleichen einer arabischen Wüste. Schaffst du nicht Regen, Evolino, so ist es aus mit unserer Ernte, und deinen Schutzbefohlenen bleibt nichts übrig, um sich vor dem Elend und dem Hungertode zu erretten, als Fische zu fangen und sich kümmerlich von Seekrebsen und Meerschnecken zu nähren. So sei doch wieder gut, heiliger San Pancrazio, und laß einen tüchtigen Regen kommen; du weißt ja wohl, nicht einen Wolkenbruch, der Alles verheert, sondern einen feinen, langen, linden Regen, wie du ihn zu senden verstehst! Morgen, — spätestens übermorgen! Thue es uns zu Liebe, guter San Pancrazio! lieber Evolino! Herzens-Evolino! und du weißt auch schon, wie wir dein Bild noch viel reichlicher bekränzen,

und wie wir dich ehren werden, höher als alle anderen Heiligen, höher sogar als die gebenedeite Madonna selber, die ja doch eine zu viel beschäftigte Königin des Himmels und der Erde ist, als daß sie unseres Städtchens zu gedenken die Zeit fände. Du aber gehörst uns allein an. Nur für uns hast du zu sorgen. So sorge denn für uns, lieber San Pancrazio, und sei gebenedeit in alle Ewigkeit!"

So hatten sie gebetet und gefleht. Der Heilige in seiner Nische hatte ihnen zugehört, ohne sich zu rühren, wie es einem aus alten Holze geschnitzten, mit bunten Farben übertünchten Heiligen geziemt; und sie waren wieder weggezogen, hatten die Thüre geschlossen, und den guten Alten in der traulich kühlen Capelle seinem Denken und Träumen überlassen.

Eine lange, lange Christenzeit war es schon, daß er hier oben, in dem einsamen Heiligthume von Evolo, stand, — und noch viel weiter hinauf reichten seine trübdämmernden Erinnerungen, bis in eine andere, längst vergangene Zeit, wo ein anderes Heiligthum hier oben stand, — nicht Capelle, sondern Tempel, — und wo andere Priester vor seinem Bilde hin- und herwandelten, und andere Gesänge ertönten, und andere Götter verehrt wurden. Aus starkem, knorrigen Holze hatte der erste, alte Künstler sein Bild geschnitzt, und unter den verschiedenen Ansätzen, die sich im Laufe der

Jahrhunderte hinzugefügt hatten, steckte heute noch das alte, von längst vermoderter Hand gefertigte Bild, — entstellt aber von wunderlich greller Farbentünchung, mit rothem Mantel über der blauen Tunica, mit silberweißem Bart und Scheitel, mit kirschrothen Lippen und schwarzen, zu regelrechten Bogen über die sauber gemalten Augen sich schwingenden Brauen, und mit einem runden Heiligenscheine hinter dem Kopf, der blinkte wie ein aus purem Golde getriebener, in den Nacken gestülpter Matrosenhut. Damals, in den alten Zeiten, sah er freilich ganz anders drein, der gute Evolino! — aber so wie jetzt, so verehrte man ihn auch damals schon, nicht wie einen hoch über der Erde Erhabenen, den Menschen Unnahbaren, nur unter Zittern und Zagen Anzubetenden, — nein, wie einen lieben, alten Freund, mit dem man auf Du und Du steht, der zwar älter ist und von höherem Geschlecht, der aber schon so lange in unserer Mitte lebt und sich so bei uns eingewöhnt hat, daß er Einer der Unserigen geworden ist. Ja, im Laufe der Zeiten hatte sich dies Gefühl noch gesteigert, und hatte sich zwischen dem Schutzpatron und den Schutzbefohlenen das gemüthlichste Verhältniß ausgebildet, ein Verhältniß der gegenseitigen Nachsicht, des brüderlichen Nebeneinanders, wie unter Nachbarsleuten, die sich gegenseitig gern einen Dienst leisten.

Die Stadt und die Umgegend war San Pancrazio

verpflichtet zu beschützen; aber der brave Heilige war so alt und gebrechlich, daß man es ihm nicht verdenken konnte, wenn er nicht immer den Kopf auf der rechten Stelle hatte und wenn seine Gedanken sich auf allerlei Irrwegen verliefen; und da wurde mit freundlichem Mahnen der Altersschwäche des guten Evolino nachgeholfen, wurden ihm mit freundlichem Ernste die Pflichten des Schutzpatrones wieder in Erinnerung gebracht, — wurde ihm, zuweilen sogar in recht grobkörniger, deutlicher Weise, der Standpunkt klar gemacht — und so war es gekommen, daß er an diesem schönen Frühlingsmorgen, nachdem er, trotz Bittens und Betens, den so sehnlichst erwünschten Regen noch nicht herbeigeführt, zur Strafe und baldigen Besserung, wie ein gemeiner Missethäter an einem Stricke in das Meer hintergelassen worden war.

Und so lag jetzt der gute San Pancrazio von Evolo dort unten, an seinem Stricke, und er sah, wie die Menge nach vollbrachter Arbeit den Weg zum Städtchen einschlug, und wie Padre Atanasio, der ihn ja im Grunde seines Herzens wie einen gefährlichen Nebenbuhler haßte, ihm noch seine Krokodilsthränen nachweinte, und dann sah er, wie seine Capelle, einsam und verlassen, dort oben unter den Oelbäumen stehen blieb, und wie die offene Thür im Winde hin und her wehte, — und er mochte wohl in seinen dumpfen Er-

innerungen zurückdenken an jene schönen, längst vergangenen Zeiten, wo durch die luftigen Säulengänge die lauen Meereswinde zogen, wo die hellen Sonnenstrahlen um sein jugendliches Götterbild spielten, wo er von seinem Postamente herunter das Gestade, die purpurne See, die hochgeschnäbelten Schiffe mit den großen Rudern überschaute, — damals, als er ein junger Gott war, als man Trauben und Feigen und rothe Granatäpfel zu seinen Füßen legte! Lustiger als jetzt tönte damals der Gesang der Priester, und lustiger zogen von den goldenen Gefäßen zu ihm herauf die duftenden Weihrauchwölkchen! San Pancrazio von Evolo hieß er noch nicht, — unter einem anderen, doch ähnlich klingenden Namen verehrte ihn die gläubige Menge, — und Keiner hätte es damals gewagt, den jungen, schönen Gott der Winde von seinem Postamente zu reißen und hinunter zu werfen unter die faserigen Polypen, zum Gespötte der Kinder und Weiber.

In dumpfen, summenden Tönen sangen diese alten, halberstickten Erinnerungen um seine schlummernden Gedanken, und dumpfer auch und weithin versummend verhallten allmälig die Stimmen des lärmenden Volkes, — und im sanft plätschernden Wellengekräusel wiegte das ewige Meer, wie eine kosende Mutter ihr schlafendes Kind, den heiligen Pancrazio von Evolo.

II.

Immer noch konnte Padre Atanasio mit sich selber nicht in's Reine kommen, was denn eigentlich den Don Cesare zu solch fieberhafter Erhitzung gegen den armen San Pancrazio hinreißen konnte, und mit Jedem, der ihm auf dem Heimweg unter die Hände kam, und mit Jedem, den er im Laufe dieses Tages auf der Straße oder in der Bottega antraf, hob er immer wieder von Neuem davon an.

„Ich begreife ja," sagte der Pater zu seinen andächtig ihn umstehenden Zuhörern, „ich begreife ganz gut, daß Ihr, Don Ciccio, und Du, Don Pasquale, und Du, Don Geronimo, und so viele Anderen, im Herzen erbost seid gegen den Schutzpatron. Ihr braucht Regen. Ihr braucht ihn, wie die Menschen die Luft und die Fische das Wasser. — Das heißt, wenn ich sage, Ihr braucht ihn, so meine ich damit Eure Felder, Eure Citronenbäume, Eure Feigen, Granaten, Oliven und Mandelanpflanzungen. Ihr seid begüterte Leute; Ihr besitzet Land und bebauet dasselbe, und benetzet es mit dem Schweiße Eures Angesichtes. — Aber, der Schweiß Eures Angesichtes, hahaha! das ist eben doch nur ein Thautröpfchen, und Regen muß dazu kommen wenn die Felder gedeihen sollen." Dazu lachte Padre Atanasio, und die Anderen lachten dem guten Kloster-

witze nach. „Nun ja,“ hob der Pater wieder an, „wenn Euer Schutzpatron seine Pflichten vernachlässigt, wenn er den Regen zu schicken vergißt . . .“

„Er will ihn uns nicht schicken!“ rief Einer.

„Ob er es nicht will, oder ob er es vergißt, — das weiß ich nicht, — ich darf ja überhaupt nicht mitreden, da Ihr mich einer bösartigen Eifersucht gegen den guten, alten San Pancrazio zeiht . . . Nun ja, laßt’s nur gut sein, ich weiß was ich weiß! . . . Aber was wollte ich sagen? . . . Ja, richtig! Also, wenn Ihr, die Ihr durch des Schutzpatrones . . . sagen wir Nachlässigkeit, in Eurem Eigenthum, in Euren Interessen geschädigt seid, wenn Ihr diesem Schutzpatron, . . . auf Eure Weise, die ja . . . Eure Weise ist . . . und deren Ausdruck ich nicht zu würdigen habe . . .“

„Ist ganz die richtige Art und Weise mit ihm umzugehen,“ rief es von allen Seiten dem Pater zu; „wir kennen den alten Evolino! Wenn man den nicht züchtigt, so hilft alles Beten nichts. — Es ist auch nicht das erste Mal. Vor fünfzig Jahren mußten’s unsere Väter auch so machen, und keine drei Tage lag er im Wasser, so regnete es auch schon. Es ist seine alte, heidnische Halsstarrigkeit, die zuweilen wieder gebrochen werden muß.“

Der Padre Atanasio wehrte nach rechts und links,

nach hinten und vorne, mit Händen und Füßen ab; sein Kopf wackelte von einer Schulter zur andern; seine Hände erhoben sich betheuernd zu den Achseln; erst nach einer Weile aber ließen ihn die Umstehenden wieder zum Worte kommen. Er war ganz außer Athem, gerade als wäre er es gewesen, der so geschrieen und getobt, und nicht die Anderen.

„So seid doch ruhig!" stöhnte er, . . . „ich glaube es ja . . . das müßt Ihr ja besser wissen . . . als ich . . . geht mich ja auch nichts an! . . . Ich habe ja nur in der Kirche der heiligen Madonna Messe zu lesen, . . . und Euer San Pancrazio gehört gar nicht zu meinem Sprengel! . . . Aber von all' Dem wollte ich ja doch nicht sprechen! . . . Ich meine nur: Don Cesare besitzt weder Baum noch Grashalm, ob es regnet oder ob die Sonne scheint, muß ihm ganz einerlei sein. Er ist Schiffsmakler. Was hat dies mit dem Regen gemein? — Und dennoch war es Don Cesare, der das Seil um den Oelbaum schlang; war er es, der den Heiligen in seinen Armen vom Postamente trug und an dem Felsen hinab ließ. — Und Don Cesare ist ein kluger Mann: ja, er ist der klügste von uns... von Euch Allen. Er weiß, was er thut und warum er es thut; und deshalb sage ich Euch, ich, Padre Atanasio: die Sache ist nicht richtig. Don Cesare sucht etwas Besonderes dabei; hier steckt Etwas, das

verheimlicht werden soll, — und das ich aber dennoch an's Tageslicht ziehen werde."

Umsonst versuchten es die für Don Cesares Heldenthat begeisterten Zuhörer des Padre Atanasio, demselben begreiflich zu machen, daß der kleine Schiffsmakler eben die Gefühle seiner Mitbürger theile, daß er sich nicht von seinem persönlichen Interesse habe leiten lassen, und daß gerade diese Uneigennützigkeit an ihm geachtet und bewundert werden müsse; — an des Paters skeptischem Lächeln prallten alle diese Beweisführungen wie leere Redensarten frucht- und erfolglos ab.

„Freundchen, Freundchen!" sagte lächelnd der dicke Pater; „ich kenne Euch und Eure Sippe. Aus einem und demselben Ei seid Ihr Alle hervorgekrochen! Uneigennützigkeit? — Die suchen wir doch lieber anderswo; denn wo es Euch in den Sinn kommt, die Uneigennützigkeit eines Mitbürgers zu loben, da habt Ihr gerade Euren Nutzen drin gefunden, — und der Andere vor allen Dingen auch. Don Cesare ist viel zu klug, um uneigennützig zu sein; und seine triftigen Gründe muß der schon gehabt haben, um Euch Alle, dem heiligen Pancrazio gegenüber, so gründlich zu compromittiren, — nun ja, compromittiren, Don Ciccio! — denn compromittirt seid Ihr ja gründlich und wäre ich der Evolino, Santo Diav . . . ich wollte sagen: Santa Madonna! ich wüßte schon was ich thäte. — Indessen,

davon ist ja nicht die Rede, und was wollte ich sagen? — ja, von Don Cesare! — Nun ja, daß der es verstehen wird, sein Schäfchen in's Trockene zu bringen und sich bei Zeiten aus der Klemme zu ziehen, — ich meine, dem heiligen Pancrazio gegenüber sich wieder rein zu waschen und Euch in der Patsche sitzen zu lassen und seinen Vortheil auf's Beste zu bewahren, — daran zweifelt nicht, das wird Cesare Agresta, der kluge Schiffsmakler, schon fertig bringen."

So Unrecht hatte freilich Padre Atanasio nicht; denn Don Cesare war ein rühriges, schaffiges und durchtriebenes Männchen, und etwas ganz Besonderes mußte er wohl im Schilde führen; denn als er an jenem Morgen den Heiligen von seinem Postamente herunter genommen und wie ein kleines Kind auf seinen Armen zur Capelle hinaus getragen, da hatte er ihm leise, ganz leise, daß Keiner es hören konnte, zugeflüstert: „Sei mir nicht böse, lieber Pancrazio! Was ich jetzt thue, muß ich thun. Ich werd' es aber schon wieder gut machen."

Das hatte freilich Keiner gehört, auch Padre Atanasio nicht, der doch dicht dabei stand, und mit stiller Schadenfreude zusah, wie man dem verhaßten Nebenbuhler der heiligen Madonna so hart an's Leben ging; und gemerkt hatten die Umstehenden noch weniger; denn zu seinen Worten paßte das Gesicht ganz und gar nicht, das Don Cesare dazu machte, und wer ihn

in diesem Augenblicke anschaute, der mußte bei sich denken: „Du armer San Pancrazio von Evolo! ein Glück, daß du nur von Holze bist; denn wärst du lebendig, — lebendig kämst du wahrlich nicht aus den Händen dieses Rasenden mit den wuthfunkelnden Augen und dem borstigen Haar.“

Ein ganz anderes, das gleichgiltigste Gesicht von der Welt machte Don Cesare am Abend dieses Tages, als er bei hereinbrechender Dämmerung in das Zimmer trat, wo sein Schwesterchen beim flackernden und rauchenden Talglichte mit Nähen beschäftigt war; und auch mit dem gleichgiltigsten Tone der Welt sagte er zu der mit den gleichgiltigsten, aber auch mit den schönsten, leuchtendsten schwarzen Augen zu ihm Aufschauenden: „Schließe sorgfältig das Haus, Carmela! Ich gehe zu Salvatore, und erst spät werde ich zurückkommen.“

Unter der Thüre wendete er sich nochmal um.

„Und Carmela,“ fügte er hinzu, „daß ich Dir's doch sage, — hüte Deine Augen, Mäuschen! — die glänzen seit einigen Tagen so sonderbar. Und, weißt Du, mit dem Nino wär's mir schon recht, aber vor den Altar muß er Dich führen! — Will er das nicht . . . sag es ihm von mir — so möge er von Dir wegbleiben; sonst könnte es ihm schlimm ergehen. — Gute Nacht, Mäuschen!“

Worauf Carmela, das Köpfchen bescheiden zu ihrer Arbeit niedersenkend, antwortete:

„Geh nur, Cesare, und sei ruhig! Von gutem Stamme ist Carmela."

Von demselben Stamme wie der Bruder war sie jedenfalls; denn leise, gerade so wie Don Cesare zu dem Heiligen gesprochen hatte, sagte sie jetzt:

„Daß Nino die Carmela und keine Andere heirathet, das werden wir aber mit Deinen Mitteln, Cesare, nicht erreichen, und dafür muß ich sorgen!"

Ihre Augen blitzten dabei zu ihrer Arbeit hinunter, als wüßte sie gar gut, was sie dabei dachte. Und sie wußte es auch, die kleine, niedliche Hexe mit den feinen Fingerchen und dem rabenschwarzen Lockenhaar; denn sowie ihr Bruder draußen war, stand sie mit leichtem Sprunge auf, lief behenden Fußes an die Thür, riegelte dieselbe zu und trat dann leise, leise, zum Fenster hin, das sich auf die Straße öffnete, steckte ihr Köpfchen durch die Spalte, schaute dem Don Cesare eine Weile ruhig nach, und als sie ihn durch die Dunkelheit, in der Richtung von Salvatores Haus verschwinden gesehen, öffnete sie das Fenster ganz, bog sich über die Brüstung, legte das rechte Händchen über die Augen, und schaute dann unverrückten Blickes in die entgegengesetzte Richtung, als suche sie Etwas dort hinten in der stockfinstern Nacht. Was sie suchte, das fand sie

auch recht bald. Das Gewünschte erschien nach wenigen Secunden in der Gestalt eines jungen, schlankgewachsenen Mannes, der sich leise in dem Schatten der Häuser hindrückte, sich behutsam bis zu dem Fenster hinbewegte, und nun plötzlich dicht vor ihr stand, ihre Hände in die seinigen faßte und ihr zuflüsterte:

„Ich wartete schon längst. Mein Wort habe ich gehalten. Wirst Du heute das Deine halten, Carmela?

Cesares Häuschen lag am äußersten Ende einer kleinen Nebenstraße, die zu dem Hafen führte. Wer von dort unten kam, der war sicher, von Keinem gesehen zu werden, und von dort unten war es gerade, von wo der Erwartete sich zu Carmela heraufgeschlichen hatte. Die Nacht war finster. Der Mond stand noch tief unter dem Horizonte. Da konnte sich's ruhig und unbeobachtet vom Fenster zur Straße plaudern, und das thaten auch die Beiden, die wohl längst nicht mehr bei den Anfangsgründen dieses Liebesgeflüsters standen; denn ihre Hand überließ die kleine Carmela gar willig und schnell dem kosenden Nino, und gar vertraulich drückte dieser einen Kuß darauf, — einen langen, sehnenden Kuß . . .

„So komm doch mit, heute Abend, in meine Cassina," flüsterte er ihr zu; dort sind wir allein! — und ewig und immer können wir doch nicht von der Straße zum Fenster hinaufplaudern."

Carmela lächelte in die Nacht.

„Es ist so weit," sagte sie; „wenn mein Bruder zurückkäme, bevor ich . . ."

„Bis Dein Bruder kommt, bist Du längst zurück. — Der Weg ist ja nahe, am Strande des Meeres, unten an dem Vorgebirg von Evolo vorbei, — nur um zwei Schritte weiter, um den Fels herum, gerade unter der Capelle liegt mein Haus."

„Es ist zu weit, Nino, und bald kommt der Mond; dann werden wir entdeckt."

Lange sprachen sie zusammen. Der Mond zog über den Meeresspiegel und goß sein leuchtend stilles Licht in die finsteren Straßen; nur für kurze Zeit aber, dann verfinsterte sich der Himmel wieder und schwarze Wolken kamen langsam von Westen herauf.

„Sieh!" lachte Nino, „dem heiligen Pancrazius wird es schon zu langweilig in seinem Bade. Und sieh doch, Carmela, er begünstigt unsere Liebe. Er verbirgt das helle Mondeslicht. — Kommst Du jetzt? — So komm doch!"

Sie schwankte einen Augenblick. Dann flüsterte sie: „Warte, ich hole meine Manta!" und verschwand.

Während die Beiden ihre Verabredung vor Don Cesares Haus getroffen, ging dieser der seinigen auf andere Art und in anderer Richtung nach. Langsamen

Schrittes, als begebe er sich zu einem Plauderabend bei einem Freund, hatte er sich entfernt. Daß Carmela ihm nachschauen würde, konnte er sich schon denken; so halten es ja alle Mädchen, und seine Schwester war nicht besser als alle Anderen. Weiber sind Weiber, meinte er, still vor sich hinlächelnd; wie Kinder muß man sie behandeln, muß ihnen den Anschein eines ungeheuren Vertrauens entgegentragen, sich dabei aber gewaltig in Acht nehmen und immer seine Mannesunabhängigkeit behaupten. Das that er denn auch und er gab seiner Erziehungsmethode den richtigsten Ausdruck, indem er, sobald eine Krümmung der Straße ihn dem Gesichtskreise Carmelas entzog, sofort und in auffallend raschem Tempo eine andere Richtung einschlug, einen weiten Bogen durch die winkeligen Gäßchen beschrieb und sich endlich gerade nach dem entgegengesetzten Pole, dem Vorgebirge von Evolo zu, entfernte.

Es mußte etwas ganz Besonderes sein, was in dem Gehirn des rührigen Männchens vorging; denn so schnell als es ihm seine kurzen Beinchen erlaubten, lief er vor sich hin. Den langen Ciccio, der ihm beim verfallenen Stadtthor begegnete und der Gott weiß was in dieser Einsamkeit suchte, begrüßte er nicht einmal, sondern zog, als er von Weitem seiner ansichtig wurde, die blaue Kapuze, die alle Küstenbewohner

Siciliens Sommer und Winter, gegen Sonne, Wind und Regen, in Beduinenart am Kragen angeheftet tragen, tief über sein Gesicht, hob seine breiten Schultern in die Höhe, und drückte den Kopf zwischen dieselben herunter. Er sah sich auch gar nicht nach dem erstaunten Landsmann um, der hinter ihm stehen blieb und vor sich hinbrummte: „Weiß der Teufel, wo Der da hingeht und wer Der ist! In Roccastretta kenne ich doch alle Leute. Den habe ich aber niemals gesehen.“ Und noch lange schaute ihm Ciccio nach, kopfschüttelnd, wie ein ehrlicher Spießbürger, dem einmal etwas Außerordentliches begegnet ist, worüber er nachdenken kann.

Don Cesare aber schritt weiter und lächelte pfiffig vor sich hin: „Von Dir, du dummer Ciccio, werde ich, Don Cesáre, mich doch nicht übertölpeln lassen. Was Du in dieser späten Stunde vor der Stadt suchst, weiß der Himmel. Irgend ein Liebesabenteuer hinter den Mauern, Gott weiß mit wem. Oder hast Du Feldfrüchte gestohlen? und irgendwo in einer eingestürzten Cassine verborgen? — oder treibst Du Schmuggel? — Daß Gott erbarm, wer mag denn heute noch Schmuggel treiben, wo keine Schiffe mehr unseren Hafen anlaufen! Seit drei Monaten, gerade so lange als es keinen Regen mehr gegeben, hat auch dieser arme, verlassene Hafen keine Segel mehr gesehen. . .

Da mag einer Schmuggel treiben! . . . Ja früher, freilich, da lohnte das Geschäft."

Und der biedere Don Cesare dachte mit vergnügtem Herzen zurück an die glückliche Zeit, wo ihm jeden Monat doch wenigstens zweimal ein fremdländisches Segelschiff unter die Finger kam. Schöne Zeiten! . . . Dort oben, neben der Capelle von Evolo, die er jetzt gerade vor sich auf der Anhöhe erblickte, dort hatte er, seit drei Monaten, Tage lang mit seinem guten Fernrohr gestanden und nach allen Himmelsgegenden geschaut, ob er nicht ein weißes Segel erblicke, das nach dem Hafen von Roccastretta steuere, und irgend eine ihm wohlbekannte Flagge von Norwegen, oder von England, oder von Deutschland; — von dort kamen die Schiffe, die sich hier mit Südfrüchten, mit Olivenöl, wohl auch mit Schwefel und Bimssteinen versorgten, und mancherlei führten die Schiffe mit sich, was Don Cesare ihnen heimlich für wenig Geld abkaufte, und was er, und zum Theil ebenso heimlich, für viel schwereres Geld wieder an den Mann brachte: Tabak und Cigarren, Woll- und Tuchwaaren, bunte Bänder, auch grellbemalte Heilige und neugefirnißte hölzerne Kirchenbilder, Madonnen und Apostel und Evangelisten, und allerlei fremdländische Siebensachen, auf die die Zollwächter ganz besonders erpicht waren, die aber der kluge Don Cesare unbehelligt in sein Haus

zu bringen und unbehelligt wieder zu verkaufen verstand. An einem alten Holzpfahle angebunden, dicht bei seinem Hause, lag jahraus, jahrein, sein Boot bereit, und erblickte er von weitem ein Segel, so war er der Erste, der hinausruderte und den fremden Capitänen seine Dienste anbot, — denn er kauderwelschte alle möglichen Sprachen mit der größten Geläufigkeit durcheinander — und das Schiff lag noch nicht vor Anker, so war Don Cesare schon der vertrauteste Freund Aller und der unentbehrlichste Rathgeber der ganzen Mannschaft. Ja, Don Cesare war eben, so unansehnlich auch von Gestalt, ein unternehmendes Männchen, das den Kopf auf der rechten Stelle trug; und in dem dicken, runden Schädel mit dem kurzgeschorenen Haar, und mit den großen vorstehenden und mit goldenen Ringen verzierten Ohren, und mit dem breiten, zum ewigen Lachen verzogenen Mund, da stak es voll von allen möglichen Kniffen, guten und schlechten Maklerstreichen, die ihm ein hübsches Stück Geld eintrugen, und über die sich die braven fremden Schiffer nicht beklagten. Denn ohne Don Cesares Hilfe hätten sie ja Alles noch viel theuerer bezahlen müssen, und was scherte es sie, daß er auf den feurigen Wein, den er ihnen lieferte, hundert Procent gewann, und daß er die Gemüse und die Früchte und das Mehl und das frische Fleisch für einen

Spottpreis bei seinen Nachbarn zusammenkrämerte? Ach die braven, guten Leute! Sie zahlten so gerne, was er von ihnen forderte; sie fanden Alles so billig in dem schönen, von Gott gesegneten Lande, und ging das Schiff wieder unter Segel, so dankten sie ihm Alle, die dort fortfuhren, und auch die hier blieben, denn Alle hatten ein gutes Geschäft gemacht, — er selber aber hatte noch von Allen das beste gemacht. Ja, schöne Zeiten! dachte der brave Don Cesare vor sich hin, indem er so durch die Nacht wanderte, und auf die schwarze, segellose See hinausblickte. Ganz dicht vor ihm lag schon das Vorgebirge von Evolo mit seinen alten Oelbäumen; die Capelle droben schaute hell durch die Nacht; voriges Jahr erst hatte man die Wände weiß übertüncht, zu Ehren des Heiligen, — der jetzt im Wasser lag. Don Cesare schüttelte den Kopf: „Du armer, guter, lieber Evolino!“ seufzte er, „was mußt Du von mir denken, daß ich auch mithalf, dir diese schnöde Behandlung zu Theil werden zu lassen. Und dennoch, du weißt es ja so gut wie ich — was hätte es genutzt, wenn ich mich widersetzt hätte? Die Andern hätten dir vielleicht noch viel schlimmer mitgespielt, und daß du mit dem Wasser davonkamst und nicht das brennende, sengende Feuer kosten mußtest, das hast Du mir zu verdanken. Man nützt zuweilen den Freunden mehr, wenn man mit den Wölfen heult,

als wenn man sich von denselben ganz unnöthiger Weise, zusammen mit jenen, in Stücke zerreißen läßt. Und warte nur, das Andere werde ich auch schon wieder gut machen! Du lieber, guter Evolino!"

Er war am Fuße des Vorgebirges angekommen. Der schmale Pfad schlängelte sich an dem Felsen hin. Ein paar Schritte weiter, und er bog nach links um, auf die andere Seite des Bergvorsprunges, wo Ninos Landhaus in den dichten Orangen- und Citronengärten still begraben lag.

Don Cesare blieb stehen. Plötzlich fuhr ein Windstoß über das Wasser, das bis zu seinen Füßen aufschäumte. — „Oh, oh!" sagte der kleine Schiffsmakler; . . . „von Westen her? . . . Regenwind? . . . Na! du lieber, guter San Pancrazio, so gefällig wirst du doch nicht sein gegen die Leute, die dich in's Wasser geworfen haben?"

Dann schaute er sich vorsichtig nach allen Seiten um, horchte behutsam nach rechts und nach links, und als er sich sicher glaubte, trat er hinunter zu dem Ufer, wo er wußte, daß der Heilige lag, tastete an den Steinen herum, bis er das Seil gefunden hatte, — und nun hätte man sehen können, wie der kleine Mann mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte das Seil langsam an sich heran zog.

Der heilige Pancrazio hatte bis dahin ruhig im

Wasser gelegen. Die Fische, die zwar über des neuen Ankömmlings sonderbares Aussehen erstaunt und verschüchtert gewesen, hatten sich schnell an ihn gewöhnt, und schwammen schon ganz vertraulich um ihn herum; sie wunderten und freuten sich baß, in ihrer stummen Fischart, über den Heiligenschein, der so golden durch die Wellen glänzte, und über die blauen und rothen Gewänder, und sagten zu einander in ihrer Sprache: „Das ist doch ein ganz besonderer Ertrunkener! ein König! oder zum mindesten ein Fürst! Da mögen die Menschen wieder einmal gewüthet haben dort droben, die blutdürstigen Thiere!" Denn Vieles hatten die Fische, seit langen Jahrhunderten, schon erfahren, und Vieles hatten sie erlebt, und viele Kriege, Plünderungen und Zerstörungen hatten sie mitangesehen! und hatten sich untereinander mit ihren Fischkindern gefreut daß sie keine Menschen seien, und daß sie mit jener Brut nichts gemein hatten, die so grausam gegen sich selber wüthete, ihre besten Könige verjagte oder gar tödtete, die kaum erbauten Städte in kohlende Brandstätten verwandelte, und deren Leben und Trachten nur im Morden und Sengen zu bestehen schien. Und so glaubten sie auch, der arme Heilige Pancrazio sei wieder ein armes Opfer dieser blinden mörderischen Menschenwuth, und mitleidig beklagten sie ihn miteinander und beglotzten sie ihn mit ihren runden Augen,

als wollten sie sagen: „Wärst Du doch ein Fisch geboren, Du armes, geprüftes Menschenkind, wie viel glücklicher wärest Du gewesen während Deiner kurzen Lebenszeit!“ Wie nun aber der Heilige plötzlich sich zu bewegen anfing und langsam zum Ufer hinzog, da erschrak der ganze Schwarm und fuhr nach allen Seiten auseinander, denn sie meinten nicht anders, als der Ertrunkene sei wieder lebendig geworden, und mit lebendigen Menschen, das wußten die Fische aus Erfahrung, war für sie ein schlimmes Zusammenleben.

Mit dem heiligen Pancrazio ging es aber nicht so leicht. An Felsen und Kanten stieß der Arme an; zwischen zwei Steinen keilte sich der Heiligenschein fest, und wie von oben ein starker Ruck geschah, da war es dem armen San Pancrazio, als krache es in seinem alten, wurmzerfressenen Nacken, und als erfasse ein ganz bedenkliches Wackeln seinen alten Heidenkopf.

„Ei, ei!“ mochte der arme Heilige bei sich denken, „wie gehen doch die Menschen so rücksichtslos mit ihren Heiligen um! Zuvor wird man gebunden, in's Wasser geworfen wie ein leerer Kürbis, und dann an den Steinen wund gezogen. Denn daß jetzt Einer zieht, das merke ich schon. Was nur Dieser jetzt mit mir anzufangen gedenkt?“

Und die glänzenden, firnißbemalten Augen des Heiligen suchten den Mann zu erkennen; — und er er-

kannte ihn auch, und wie er erkannte, daß es Don Cesare sei, derselbe Don Cesare, der ihn vor wenigen Stunden so jämmerlich zugerichtet, da seufzte er in seiner Seele:

„Was habe ich nur Diesem da so Besonderes zu leid gethan? — Nun wird wieder ein Schelten und Schlagen losgehen. Denn vor Allen war's Dieser, der am heftigsten gegen mich wüthete und der mich noch dazu in so heuchlerischer Weise um Verzeihung bat, als er mich vom Postamente nahm, und der dann den Mund am weitesten aufriß, um nach Regen zu schreien. Was kann ich wurmstichiger Holzpflock denn Regen schicken? O die dummen, dummen Menschen!"

Geduldig gab sich der Heilige in sein kommendes Schicksal; nur das Wackeln des Kopfes beängstigte ihn; denn an seinem alten Kopf hing San Pancrazio. — Was wäre das doch für eine schlimme Sache, wenn er diesen Kopf verlöre, und wenn ihm die Menschen einen neuen aufsetzten, — einen neuen Kopf auf den alten Rumpf! — oder wenn sie sich gar einen neuen Heiligen bestellten bei dem ersten besten Drechsler und Holzschnitzer — und was würde dann aus ihm, aus dem wahren alten, allein echten San Pancrazio von Evolo werden?

Don Cesare aber zog und zog und drückte und rückte,

und endlich, endlich lag der Heilige auf dem trockenen Strande vor seinen Füßen.

„Nun gnade dir Gott, armer Evolino!“ dachte San Pancrazio.

Was aber war sein Erstaunen, als Don Cesare ihn, ohne ein Wort zu sprechen, über den Fußpfad schleppte, ihn sorgsam in einer Felsspalte, wie in einer Nische, aufstellte, ihn sauber abputzte, von Schlamm und Seeschmutz reinigte, und sich dann mit gefalteten Händen auf die Knie niederließ und also zu ihm sprach:

„So stehst du wieder auf dem Trockenen, guter, lieber, heiliger Pancrazio, und bist erlöst von der Nachbarschaft der Seekrebse und der häßlichen Meerpolypen, — und siehst du! mir, mir allein hast du dies zu verdanken, — dem Don Cesare, der dich liebt und verehrt, — und ich habe dir's ja auch gesagt, als ich dich zur Capelle hinaustrug! — Die Andern haben dir schrecklich mitgespielt, armer Schutzpatron — ich aber, ich erlöse dich jetzt! Vergiß es nicht, lieber, alter San Pancrazio! — Nun weiß ich aber auch wohl, was du mir sagen wirst: Don Cesare, Don Cesare! wirst du mir sagen, du warst ja auch dabei, und du hast das Seil um den Oelbaum geschlungen. — Leider ja, mußte ich ja auch dabei sein! — Aber denke doch, was gekommen wäre, wenn ich etwa nicht gewesen wäre;

die Andern sind so wüthend auf dich! -- des Regens wegen! — Aber was kümmert mich der Regen? Du magst meinetwegen die Leute noch Wochen lang ohne Regen lassen! — sie verdienen's, und der lange magere Ciccio, den ich gerade vor den Mauern traf, der war's, der am gräßlichsten von Feuer und Höllenpfuhl prahlte, — und ich war's, der ihn zum Schweigen brachte, indem ich dich in's Wasser schleuderte. — Ja Evolino, und ich bin es wieder, der dich jetzt aus dem Wasser zieht. — Und nun, Evolino, sei gut gegen mich, du, der du doch ein alter Windgott bist. Hast du nicht Eolos geheißen, ehe du der Heilige von Evolo wurdest? Das hast du sicher nicht vergessen, — und sicherlich hören auch die Winde noch ein bischen auf dich. — Nun so blase denn einen scharfen Wind in die Segel eines fremden Schiffes und führe es in unsern Hafen, daß ich wieder Etwas verdiene. Siehe, ich bin kein reicher Mann —"

Er unterbrach sich plötzlich. Ein heller, weißer Lichtstrahl war auf den Heiligen gefallen, und ein sonderbares Lächeln schien auf seinen Zügen zu spielen. Erschreckt sah sich Don Cesare um. Aber nur der Mond war's, der gerade von dem Meere heraufgezogen kam und seine ersten Strahlen auf den Heiligen geworfen hatte.

„Jetzt wird's hell," sagte Don Cesare, und stand

auf und klopfte sich den Sand von den Knien; — jetzt muß ich fort; denn, Du verstehst wohl, Evolino, nur du allein darfst es wissen daß ich Dich aus dem Meere zog! — Nun stehe ruhig, und trockne Dich und erhole Dich von deinem Schreck. Aber vergiß nicht, daß du's mir zu verdanken hast, mir allein! und vergiß nicht, mir das Schiff zu schicken, — bald! — recht bald! .... Dann schmücke ich auch deinen Altar und Du bekommst einen neuen Heiligenschein ..."

Er hielt wieder in seiner Rede inne; denn plötzlich verdunkelte sich jetzt des Heiligen Bild. Was war das? — eine Wolke? — Regen? — Er schaute sich um. Von Westen her zog es schwarz und schwer am Horizonte herauf. „Westwind?" sagte Don Cesare; — „Regenwind! ja aber auch günstiger Wind für die fremden Schiffe, die vom Ocean in's Mittelmeer fahren. San Pancrazio, San Pancrazio! nun erinnere dich meiner."

Er kletterte langsam den steilen Pfad in die Höhe, der zwischen Steingerölle und spitzen Cactus- und Aloeblättern zur Capelle führte, blieb aber unterwegs öfters stehen und schaute sich um, ob es nicht segelweiß auf den finstern Wellen aufblitzte; denn nun wußte er ja sicher, daß Evolino ihn erhörte, und nun der Wind schon zu blasen kam, da konnten auch die Schiffe nicht mehr fehlen. Immer mächtiger ballten sich die Wolken

über dem Horizont. Als er oben ankam, setzte er sich unter einen Oelbaum, um Athem zu schöpfen. Aus der Ferne glaubte er ein Geräusch zu vernehmen. War es ein Schiff, in dessen Takelwerk der Wind sein Liedchen pfiff und das sich schleunigst der schützenden Bucht näherte? „Da mag Carmela nur ruhig warten bis ich nach Hause komme," murmelte Don Cesare vor sich hin, — „ich bleibe hier oben!"

Und das Auge unverwandt auf die See gerichtet, blieb Don Cesare unter seinem Baume sitzen.

Nicht vom Meere aber klangen die Laute, die den lauschenden Schiffsmakler auf sein Luginsland bannten. Die enge Manta bis tief über's Gesicht gezogen, und nach allen Seiten sich umblickend, lief die vor Freude und vor Angst heimlich bebende Carmela neben Nino den Strand entlang, hüpfte klopfenden Herzens von Stein zu Stein, und schmiegte sich bei jedem Geräusch, das vom Meere oder von den schwarzen Citronenbäumen zu ihren Ohren drang, enger und fester an ihren Gefährten an.

„Es ist gar zu weit!" flüsterte sie, und schon gereute sie's, seinem Flehen und Drängen Gehör gegeben zu haben, und ihm aus dem sichern Bollwerk ihres Hauses auf diese gefährliche Fahrt gefolgt zu sein.

„So beruhige Dich doch, Kind," antwortete aber Nino; „keine hundert Schritte sind es mehr; und Dein

Bruder, das weißt Du ja, kommt vor Mitternacht nicht zurück — und heute gar, wo sie sich so viel von des heiligen Pancrazio Schicksalen zu erzählen haben, — und derweilen erzählen wir uns Mancherlei dort in meinem traulichen Heim!"

„Ach, Nino, mir bangt; warum plauderten wir nicht vor meinem Hause? Die Straße ist so einsam. Laß uns umkehren! Wahrlich, es ist nicht recht von mir!"

„Was sagst Du, Carmela? Die Straße sei einsam? — Nun ja, daß plötzlich, wie letzthin, die alte Franziska, deine Magd, zum Fenster herausschaue und alle Hunde auf den nächtlichen Einbrecher hetze! — dort ist nichts dergleichen zu befürchten. Dort sind wir allein — und allein waren wir ja noch nie, seitdem wir uns Liebe geschworen!"

Carmela blieb stehen.

„Nino," sagte sie; „Du setztest freilich nichts auf's Spiel; Alles aber setze ich drauf. — Und fände mich Jemand hier — oder dort . . . ."

„Wer soll Dich denn finden?" fiel ihr Nino in's Wort; hier heraus verirrt sich kein Mensch in dieser Stunde, und sicher bist Du, wie . . . ."

Sie zuckte plötzlich zusammen, und legte mit stürmischer Geberde ihre Hand auf seinen Mund. Sie standen dicht vor der äußersten Spitze des Vor-

gebirges, gerade wo die Felsen jäh in's Meer hinunterfallen, und wo der Pfad sich eng zwischen der See und der steilen Wand hindurchzwängt.

„Was ist's?" fragte Nino leise.

„Dort! Dort!" flüsterte Carmela, und ihr Finger deutete durch die Nacht auf einen Felsen, — dicht am Pfade — wo unbeweglich und schweigend Einer stand.

„Santo Diavolo!" murmelte Nino finster vor sich hin, und die ganze sicilianische Eifersucht schoß ihm, wie eine brennende Gluth, zu Kopfe; — und rasch beugte er sich zur Erde, hob einen schweren, spitzen Stein auf und, kein Auge von der unheimlichen Gestalt verwendend, setzte er rasch hinzu: „Der Weg ist versperrt! — Hier steigt der Pfad, der zur Capelle führt! — Rasch hinauf, Carmela, ehe er uns sieht!"

Durch einen Riß der im sausenden Winde schon bis hoch zum Zenith heranschwebenden Wolken fiel plötzlich ein Streifen hellen Mondlichts auf die Felsen. Ein gellender Schrei entfuhr dem mit weit geöffneten Augen zu der unbeweglichen Gestalt hinstarrenden Mädchen:

„Der Heilige!" rief sie, und wie abwehrend streckte sie die Arme gegen das schreckliche Gesicht. — „Der Heilige! — dem Meere entstiegen! Gebenedeite Madonna, beschütze mich!"

Und, ohne zu wissen, was sie that, und als fliehe

sie vor dem hinter ihr losbrechenden göttlichen Gerichte, flog sie in athemloser Hast den Bergespfad hinauf.

Nino war im ersten Augenblick wie festgebannt geblieben vor dem so überraschend und selbst für ihn so unheimlich erschreckenden Anblick.

„San Pancrazio!" kam es abgebrochen über seine Lippen. Wie er aber seine Geliebte aufschreien hörte, und wie er sie, verlorenen Sinnes, in die Nacht fliehen sah, da erfaßte ihn die blinde, tobende Wuth des in seiner Liebe bedrohten Sicilianers.

„Santo Diavolo, vermaledeiter Heiliger! das sollst Du mir büßen!" schrie er mit wild erdröhnender Stimme, und im selben Augenblick flog der Stein, von kräftiger, jugendlicher Hand geschleudert, auf den armen Evolino. Nino sah ihn fliegen, anprallen, — dumpf und schwer kollerte da Etwas über die Felsen.

„Mögest Du Dir den alten Heidenschädel an den Klippen zerschellen, Du Götze!" rief Nino dem stürzenden Heiligen nach; dann folgte er seiner Geliebten. „Carmela!" rief er, ohne Rücksicht auf die Gefahr, von einem Andern gehört und entdeckt zu werden. „Carmela, halt ein! — was beginnst Du?"

Carmela aber kletterte wie ein flüchtiges Reh über Steine und Baumwurzeln; was sie hier oben suchte, sie wußte es nicht; — warum sie dort hinauf floh, sie hätte sich's selber nicht erklären können; — sie floh,

um zu fliehen — vor dem Bilde des drohenden Heiligen, der ihr, in seinem weißen Mondschimmer, wie ein himmlisch warnendes Gespenst erschienen war, — wie ein Bote Gottes, mit der strafenden Ruthe der Gerechtigkeit in der erhobenen Hand, — oder wie ein rettender Engel auf dem Wege der Versuchung und des Verderbens. Sie hörte Ninos Rufen nicht; sie hörte auch eine andere Stimme nicht, die jetzt plötzlich ihren Namen rief; — als hätte sie alle Höllengeister auf den Fersen, flog sie den Berg hinauf, lief sie unter den alten Oelbäumen der Capelle zu. „Carmela! Carmela!“ rief Nino, der in athemloser Hast der Rasenden auf dem Fuße folgte; — im Winde wehte die Thür des verlassenen Heiligthums; — wie ein Kind, das Schutz im väterlichen Hause sucht, sprang Carmela in die Capelle — hinter ihr drein Nino. — Und im selben Augenblick fiel auch, von starker Hand zugeschlagen, die Thür hinter den Beiden in die Falle; — ein rasches, festes Knacken und aus dem verriegelten Schloß fuhr der Schlüssel.

Don Cesare war's, der vor der Capelle stand. Bewegungslos blieb er, den Schlüssel in der Faust, die Augen auf die Thür gerichtet. Krampfhaft zuckte seine Hand um das Heft seines Messers, und halberstickte Worte murmelte er vor sich hin.

Lange blieb er so stehen. Schwer schien er mit

sich zu kämpfen und nach einem Entschluß zu ringen. Endlich schien er ihn gefunden zu haben.

„Ihr entschlüpft mir nicht,“ sagte er zu sich selbst und schob den Schlüssel in seine Tasche, — und nach einer Weile setzte er hinzu: „Daran erkenn’ ich Deine Hand, heiliger Pancrazio!“

Und hurtig kletterte er den Bergpfad wieder hinunter, und ein ganz grimmiges Lächeln flog über sein Gesicht; denn ein Spruch, den Padre Atanasio in seinen Predigten anzubringen pflegte, kam ihm plötzlich — er wußte selbst nicht wie — in den Sinn, von dem alten Saul, der hinausgegangen war, um seine Eselin zu suchen. Hatte nun nicht auch er, gleich Jenem, etwas Besseres gefunden? Den frechen Nino hielt er in seiner Gewalt! Das Blut schoß ihm in den Kopf, und fast wäre er umgekehrt, und wäre ihm nach in die Capelle — aber er wurde wieder Herr seines Willens und ließ das Messer fahren. Ja, der räuberische Geselle, der hatte seine Abwesenheit benutzt, um der verliebten Carmela Gott weiß was vorzuschwatzen — und hatte sie weggelockt aus dem Hause — und was wollte er anfangen, in der Nacht, auf diesem verlorenen Pfade? — Sie floh vor ihm; aber gefolgt war sie ihm doch! — und jetzt saßen die Beiden dort oben, — gefangen, — hinter Schloß und Riegel, — und er, Don Cesare, er hielt den Schlüssel in seiner Hand, — und anders

als rechtmäßiger Ehegatte seiner Carmela sollte dieser Bube nicht aus der Capelle treten! — Und nun lachte Don Cesare wieder auf und dachte: „Wem hast Du dies zu verdanken, Don Cesare? Wem anders, als dem guten, lieben Evolino, den Du mit eigener Hand aus dem Wasser gezogen, — zu dem Du jetzt wieder hinuntergehst — vor dem Du Dich auf die Knie werfen willst und der . . .“

Halt! was war denn das? — In der Felsennische stand ja der Evolino nicht mehr — und was mußte er sehen? — Dort lag er quer über dem Pfad — und, heilige Mutter Gottes! ohne Kopf lag ja der arme Heilige da — und auf der Brust zeigte er eine weite, klaffende Wunde — wie von einem Steinwurf, der des armen, alten Evolinos wurmstichiges Körperchen zerquetscht und der bis in das Herz des nunmehr auf immer und ewig Zertrümmerten gefahren war. — Don Cesare sah sich nach allen Seiten um; — dort lag der Stein — und jetzt verstand er Alles. — Den Stein konnte nur Nino auf den Heiligen geworfen haben, als Carmelas Stimme, vor Angst gellend, von unten erschallte; — ja, ja, und jetzt rächte sich der Heilige auch! Denn in seine Capelle hatte er die Beiden gejagt und in Don Cesares Hand lag der Schlüssel dazu. — Und siehe! jetzt erblickte er auch den Kopf des armen San Pancrazio. Bis zum Strande war er hinabgerollt; — aber ach, in

welch schlimmem Zustande war er dort unten angekommen! — und wie ganz anders schaute jetzt des guten Evolinos Gesicht drein! Der Heiligenschein war abgerissen; die Haare und der lange, weiße Bart, die ein alter christlicher Künstler sorgfältig mit kleinen, spitzen Nägeln auf dem Haupte des Heiligen befestigt hatte, waren dem blinkenden Heiligenscheine gefolgt; und gar seltsam und wunderlich überlief es den braven Don Cesare, als er jetzt in die Züge seines Schutzpatrons schaute — denn ein gar seltsamer und wunderlicher Ausdruck blickte ihm daraus entgegen, — so fremd, so ganz anders, so unverständlich! Es war eine so sonderbare Mischung von göttlich heiterer Jugend und von zusammengeschrumpfter Altersschwäche; die Formen der Stirne, des Scheitels, des Kinnes waren die eines Jünglings; Runzeln aber hatte man darauf hingemalt, und Narben hatten sich in das alte Holz eingegraben, und neben den tiefen Rissen, die die Zeit in das vordem jugendliche Antlitz eingefressen hatte, glänzte die Farbe des neuen Firnisses so grell, so unheimlich, wie Schminke auf den Wangen eines todten Knaben. Don Cesare fühlte sich bei diesem Anblick ganz ergriffen. „Evolino! San Pancrazio!" sagte er halblaut zu dem Kopfe, den er zagend und fast zitternd in seinen Händen hielt; — „Evolino! bist du's? — bist du's nicht? — ich erkenne dich nicht mehr — und doch erkenne ich dich wieder, armes, gutes, altes Freundchen!"

Und mit inbrünstiger Geberde, als trüge er die heilige Hostie in seiner Hand, so trug er den Kopf des San Pancrazio zu dem Rumpfe hin, hob denselben von der Erde auf, stellte ihn wieder in die Felsennische — und legte dann behutsam über die gekreuzten Arme den verstümmelten, unkenntlichen Kopf. Dann kniete er nieder auf die spitzen Steine, und faltete die Hände, und dankte in andächtigem Gebet seinem Schutzpatron für Alles, was er ihm heute Gutes erwiesen hatte.

Er betete lange, lange Zeit. Er merkte nicht, wie die Wolken sich tiefer und immer tiefer heruntersenkten auf das Meer und auf das Land; er merkte nicht, wie der Wind kühler und immer kühler über die Felsen wehte; — und erst als das sanfte Träufeln des Regens seine Schultern und Arme netzte, wachte er auf aus seinem inbrünstigen Gebet.

„Evolino — lieber Evolino!" sagte er still vor sich hin; „Du bist es wieder, der mir diesen Gedanken eingab. Du bist es, der mich führt, und in deine Hände übergebe ich getrost meine und meines Hauses Geschicke. Walte damit, wie es Dir am Besten dünkt! Zu Allem findest Du mich morgen in deiner Capelle bereit: zur Versöhnung und bräutlichen Lustbarkeit — oder zur blutigen Rache meiner gekränkten Ehre."

Und als er so gesprochen, zog er langsam den Schlüssel aus seiner Tasche, hing ihn an eine der Hände

des Heiligen, wie an einen Nagel, küßte dann nochmals in vertraulicher Demuth Evolinos Rock und entfernte sich raschen und festen Schrittes durch die Nacht.

III.

Das war, früh morgens am anderen Tag, ein Leben, und ein Rufen, und ein Lachen, und ein Frohlocken in dem Städtchen von Roccastretta! Unter den Thüren standen die Männer in ihren Kapuzen, zu den Fenstern schauten die in ihre Manta eingewickelten Frauen heraus; und von einem Hause zum andern, und von einer Straße zur andern lachte das eintönig jauchzende Zwiegespräch: „Ha, ha! was sagten wir gestern? Vernünftig ist er über Nacht schon geworden! Seit gestern früh liegt er im Meere, und gestern Abend gleich hat er den Regen geschickt! Und welch feinen, köstlichen, himmlischen Regen! Ja, ja! Evolino ist doch ein braver Schutzpatron, und einen braveren könnten wir uns nicht wünschen!"

Dem Padre Atanasio, dem man's ansah, daß er nicht recht wußte, was für ein Gesicht er machen sollte, flogen lustig schnippische Bemerkungen an den Kopf, als er langsam über den großen Platz wandelte, wo sich am frühen Morgen schon die unbeschäftigten Männer herumzutreiben pflegten.

„Na, Padre Atanasio, 's hat doch geholfen!" Padre Atanasio aber, der ein kluger Mann war, nahm eine freudig verklärte Miene an, nickte mit wichtigem Schmunzeln seinen Mitbürgern zu, und antwortete salbungsvoll:

„Niemals wendet man sich vergeblich an die Heiligen; und wenn's auch diesmal in derber Weise geschah, San Pancrazio liebt doch zu sehr diese Stadt und dies Volk, um sich darob zu erzürnen, und Schlechtes mit Gutem vergelten, das ist der Himmlischen Brauch."

„Schon gut, schon gut!" schallte es aus dem neckenden Haufen zurück; „daß Du so sprechen mußt, wissen wir; aber daß es in derber Weise geschehen mußte, das wissen wir auch, und Don Cesare soll leben, der uns zu diesem Einfall führte."

„Und der es verhütete, daß man den guten Evolino der Feuerpein aussetzte," antwortete mit erhobener Stimme der kleine Don Cesare, der gerade aus einer Seitenstraße zu den Freunden hintrat und mit würdevoller Selbstbefriedigung die von allen Seiten ihm zuregnenden Lobsprüche und Gratulationen und Ehrenbezeigungen annahm, als wäre er's und nicht der heilige Pancrazio gewesen, der die Wolken am Horizonte aufgeschichtet und das befruchtende Naß über Gärten und Felder gegossen hatte. Etwas ganz besonders Ernstes und Gravitätisches lag auf des Schiffsmaklers Zügen;

er sprach mit Würde und Grandezza, wie sein berühmter Namensvetter in der alten Römerzeit wohl nach einem Siege über die Gallier gesprochen haben mochte; wer ihn aber genau beobachtet hätte, dem wäre sicherlich das unstäte, fiebernde Umherirren seines Blickes aufgefallen, und ein gewisses Zucken, das sich zuweilen seiner rechten Hand bemächtigte und dieselbe, ohne sichtbaren Anlaß, zur Faust ballte, oder gar in raschem Griff zu dem im Gürtel steckenden Messer führte.

Nur eine kurze Zeit weidete sich Don Cesare an seiner Mitbürger Enthusiasmus. Zu Padre Atanasio sich wendend, rief er plötzlich:

„Nun aber nicht gezögert, Freunde! Nicht eine Stunde länger darf unser guter Schutzpatron im Wasser liegen bleiben. Er hat uns erhört, — schneller noch, als wir es hofften, und ebenso schnell müssen wir ihm auch unsere Dankbarbeit beweisen, und ihn mit allen Ehren wieder in seine Capelle einsetzen. Kommt, Padre Atanasio, und den Herrn Sindaco ruft auch herbei. Denn Alle, die gestern mithalfen, die müssen heute wieder mithelfen. Thäten sie's nicht, so dürfte es ihnen der Heilige schlimm nachtragen!“

Don Cesares Worte und Gründe leuchteten Allen, und auch dem Padre Atanasio und dem Herrn Sindaco ein, der ja ohnedies niemals wagte, etwas Anderes zu wollen, als was die Majorität schon vor ihm gewollt

hatte; und so zog die ganze Schaar wieder hinaus zu dem Vorgebirge von Evolo, trotz Regen und Wind, die Füße im nassen Sande, die Hände in den Taschen, die Kapuzen und bunten Tücher über Kopf und Nacken. Don Cesare eröffnete den Zug zwischen dem Sindaco und dem Padre Atanasio.

„Wo ist Dein Schwesterchen Carmela?“ fragte mit einem Male der Padre, pfiffig lächelnd und seinen Nachbar von der Seite herunter anblickend.

„Oh, Padre Atanasio, um die ist mir nicht bange,“ antwortete Don Cesare; „die war schon heute früh auf den Beinen, und ließ mir keine Ruhe, und wollte den Regen in ihren Händen auffangen, ein rechtes Kind!“

„Ja, ja!“ meinte der Padre in aller Behäbigkeit; „ein tüchtiges Mädchen, die Carmela, und hübsch. Na, mich geht dies ja nichts an, aber Andere merken's auch! Eine Freude wär's mir, Don Cesare, könnte ich die Beiden vor dem Altare sehen. Ich spreche von Nino, Don Cesare, der ihr den Hof macht, als gebe es kein anderes Mädchen in ganz Sicilien.“

Hinter dem gutmüthigem Tone, in dem diese Worte gesprochen wurden, versteckte sich aber ein stilles Lachen über den Hieb, den er seinem Nachbar versetzen zu können sich freute. Davon schien aber dieser nichts zu merken, sondern erwiderte in vollem Ernste:

„Soll auch bald geschehen, Padre Atanasio, und

in der Capelle oben sollen sie getraut werden, vor dem Bilde des guten Evolino."

Erstaunt sahen die beiden Nachbarn auf ihn hin.

„Na, na, mein guter Don Cesare," sagte der Herr Sindaco; „ich möchte Dir's schon gönnen, uns schien nur Nino ein bischen zu reich!"

Rasch fiel ihm aber Don Cesare in's Wort:

„So dacht' ich gestern auch noch, Herr Sindaco. Doch seit heute morgen . . ."

„Und was ist denn geschehen seit gestern?" fragte höchlichst verwundert der Padre.

„Ich darf's Euch jetzt wohl sagen, mein guter Padre Atanasio," antwortete Don Cesare, und wer ihn beobachtet hätte, der hätte ein schelmisches Lächeln, wie einen Blitz über seine Augen fahren sehen; — „als wir gestern den Evolino vom Felsen hinunter in's Meer ließen, da rief Alles nach Regen, nach Regen! Was liegt aber mir am Regen? — Ich schrie mit, weil ich es gut mit den Andern meine; selber aber schrie ich im Grunde meines Herzens nach etwas ganz Anderem."

„So, so!" machte Padre Atanasio und stieß hinter Don Cesares Rücken dem Herrn Sindaco in die Seite, und schaute sich triumphirend zu den hinter ihm Einherschreitenden um, und winkte ihnen mit gewichtig siegreichem Augenzwickern zu, und schien plötzlich, im Vorgefühl seiner, die verstecktesten Gedanken des menschlichen

Herzens durchschauenden Sehergabe, um eine halbe Kopfeslänge alle Andern zu überragen.

„Ja, das ist doch Jedem erlaubt!“ fuhr Don Cesare fort; „und seht! die Wünsche der Andern hat der gute Evolino erfüllt, und da denke ich mir: die Deinen, Don Cesare, wird er auch erfüllen. Denn es ist ja doch nicht Einer in der ganzen Gemeinde, der es so gut mit ihm meint, wie ich!“

Don Cesare dachte dabei wohl auch an die fremden Schiffe; sein Auge flog in raschem Umblick über den Horizont; aber nichts zeigte sich da, und auf Carmela und Nino mußte sich, wohl oder übel, sein Sehnen und Hoffen wieder beschränken.

Sie waren am Fuße des Vorgebirges angelangt.

„Ich denke, wir bleiben unten,“ meinte der Sindaco; „von oben das Seil aus dem Wasser zu ziehen, ginge doch nicht. Der Heilige könnte dabei zu Schaden kommen.“

Keiner hatte gegen diese weise Fürsorge Etwas einzuwenden, und vorwärts ging's an der steilen Felswand hin, im langen Gänsemarsch, Einer hinter dem Andern, der Sindaco voran, dann der Padre, dann Don Cesare, und dann die andern Alle, wie eine verregnete Kapuzinerprocession. Die Felsen und Steine waren von der Nässe ganz bedenklich glatt geworden; jedesmal, wenn ein Kapuzenmann oder ein Kapuzenmädchen ausglitt und mit mehr oder minder possirlichem

Anstand in den Sand purzelte, oder sich an den Röcken und Armen und Beinen des Nachbars oder der Nachbarin festhielt, entstand ein Lachen und Schreien, und so kam nach und nach die ganze Gesellschaft, des strömenden Regens ungeachtet, in die heiterste Stimmung und in die richtige Gemüthsverfassung, die gerade zu dem Befreiungswerke, das unternommen werden sollte, paßte.

Plötzlich stockte der Zug. Der Herr Sindaco stand nämlich unbeweglich, wie angewurzelt, mitten auf dem Weg. Er war mit einem Male kreideweiß geworden. Man sah, wie seine feisten Wangen bebten, wie seine Knie zitterten, und man wußte nicht recht, ob unter dem scharfen Winde, oder unter dem Eindruck eines jähen Schrecks seine Haare so nach allen Seiten in die Höhe strebten.

„Heilige Madonna!“ hörte man den Herrn Sindaco dumpf vor sich her rufen, „heilige Madonna!“

Weiter brachte er aber auch nichts über die Lippen.

„Was ist's? was giebt's?“ rief es von allen Seiten, und Alles drängte sich nach vorn, und über die Felsen, durch das seichte Wasser, an dem jähen Abhange der Berge hin stürzte sich die Menge; — aber ein starres Entsetzen bemächtigte sich Aller, — denn dort über dem Ufer, in einer Felsennische, stand der heilige San Pancrazio, den sie gestern in's Meer geworfen hatten, — und, o schaudervoller Anblick! ohne

Kopf stand er da, — und seinen Kopf trug er auf seinen Armen, — und, o der unbegreiflichsten aller Wunder! in der Hand hielt er den Schlüssel seiner Capelle, den Schlüssel, der gestern noch in der Thüre steckte und der jetzt an seinen Fingern hing!

Stumm vor Schreck und Schauer blieben Alle, Alt und Jung, Mann und Weib, auf den Fleck gebannt; — kalt rieselte es ihnen durch die Glieder; — und enger drückten sie sich zusammen, — und Aller Hände warfen zu gleicher Zeit das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust, Aller Mund murmelte zur gleichen Secunde das heilige Gebet an die gebenedeite Mutter Gottes.

Selbst Don Cesare, der Schlaukopf, der doch ganz genauen Bescheid wußte in dieser Wundergeschichte, fühlte sich von der Anderen Bestürzung und Erschütterung erschüttert und bestürzt; und auch er fühlte seine Knie schlottern, auch er fühlte sein Blut erstarren, auch er schlug das Kreuz, auch er murmelte, ohne zu heucheln und nur dem Zug seiner Seele folgend: „Santa Madonna, beschütze uns!"

Padre Atanasio war der Erste, der sich vorwagte, wie es ja auch seines Amtes war. Den an allen Gliedern zitternden Herrn Sindaco bei Seite schiebend, trat er mit erhobener Hand, die Augen zum Himmel gerichtet, auf den entköpften Heiligen zu, und ließ sich,

bebend und zagend, auf die Knie nieder, welches Beispiel von der ganzen Gemeinde befolgt wurde. Dann schlug er die Augen in die Höhe, zuerst bis zu der Stelle, wo die Menschen und die Heiligen gewöhnlich den Kopf zu tragen pflegen; — dort fand sein Blick aber nur den schaurigen Holzstumpf, der wie zerrissene Spähne aus dem Nacken hinaufragte, — und schaudernd senkte Padre Atanasio den Blick bis zur Brust des Heiligen, wo der Kopf über den gekreuzten Armen lag. — Ein neuer Schreck aber überfiel ihn, als er jetzt in dieses so veränderte, so wildfremde Angesicht schaute, — und an der Erde mußte er sich mit beiden Händen halten, um nicht, wie gelähmt und vom Schlage gerührt, zusammenzusinken. Die Andern merkten freilich nichts davon, denn sie glaubten, ihr Padre liege dort in inbrünstigem Gebet, und sie senkten die Augen zur Erde und beteten eifrig und emsig ihre murmelnden Litaneien.

„San Pancrazio, lieber, guter, einziger Evolino!" betete aber der schlaue Don Cesare in der Stille seines Herzens; „nun erinnere dich meiner und schicke dem Padre Atanasio einen glücklichen Einfall, — und vergiß nicht, daß dort oben in deiner Capelle mein Schwesterchen sitzt mit dem verwünschten Hund, dem Nino; und diesem lüderlichen Geck von Nino, lieber Evolino, schicke du auch einen glücklichen Einfall . . . damit kein Unglück geschehe an diesem Tage!"

Dem armen Heiligen mit seinem abgerissenen Kopf mochte das Denken und das Hören und das Schicken eines Einfalls ein bischen beschwerlicher werden, als früher, da er noch ganz war; denn lange dauerte es, ehe Padre Atanasio aus seiner Erstarrung erwachte. Da war es ihm aber auch plötzlich, als falle ein heller, leuchtender Lichtstrahl in seine Seele. Ein Zucken fuhr durch seine Glieder.

„Das Zeichen verstehe ich und weiß es zu deuten," murmelte er, indem er den Fuß des Heiligen küßte; „sei gebenedeit, San Pancrazio von Evolo!"

Dann stand er auf, wandte sich zu der ängstlich zu ihm aufblickenden Menge, und die Arme ausbreitend, rief er:

„Ein Wunder hat der Heilige an uns gethan! Ein Wunder hat er an sich selbst vollbracht! Den Regen, den langersehnten, schickte er uns über Nacht, — und dem Meere, in das Ihr ihn gestern gesenkt, entstieg er, siegreich den Menschenwitz bezwingend, und hier steht er, auf trockener Erde, wie es einem Heiligen geziemt. Und schauet ihn nur an: zum Zeichen, daß sich von heute an ein neues, reineres Band zwischen dem Schutzpatron und seinen Schutzbefohlenen geschlungen, hat San Pancrazio mit eigener Hand den alten Heidenkopf, den er, Euch zum Schaden und der Madonna zum Trotze, zuweilen wieder aufsetzte, von seinen

Schultern genommen. Und zum Zeichen dessen, was er von Euch begehrt, hat er den Schlüssel seiner Capelle heruntergeholt und an seinen Finger gehängt, — daß Ihr ein neues Bild in seiner Capelle aufrichtet, — daß der alte Evolino, wie Ihr ihn in Erinnerung an seine vorchristliche Vergangenheit zu nennen pflegt, heute stirbt und ein neuer San Pancrazio an seine Stelle tritt, ein hochgebenedeiter Heiliger, der Euch lieben und beschützen, und nimmermehr dulden wird, daß der alte Heide, der unter diesem verehrungswürdigen Gewande steckte, Eure Stadt und Euer Land mit Dürre und Mißernte und tödtlicher Seuche heimsuche!"

Also sprach der brave Pater. Der Herr Sindaco nickte seinen Worten Beifall zu und Don Cesare that natürlich das Gleiche. Dann wurde der Heilige mit sorglicher Hand auf die Schultern einiger rüstiger Männer geladen; den Kopf aber legte Padre Atanasio mit wichtiger Geberde in Don Cesares Hände, und er selber, mit dem erhobenen Schlüssel in der Rechten, eröffnete den Zug, der sich langsam und in tiefem Schweigen zur Capelle hinauf bewegte.

Dort oben aber waren Zweie, die eine schlimme Nacht hinter sich hatten. Wie eine Rasende, verlorenen Sinnes, hatte sich Carmela vor dem Altar auf die Erde geworfen. „Der Heilige! — der Heilige!" schluchzte das Mädchen; — „er war's! — er rief

meinen Namen! — ich hab' ihn gesehen! — er schwebte die steile Höhe hinan, — er folgte mir, — sein Heiligenschein strahlte furchtbar durch die Nacht. — Heilige Mutter Gottes, Dich flehe ich an! — Beschütze mich! — Verzeih Deinem frevelnden Kinde!"

Vergeblich versuchte Nino sie zu beruhigen. „Nein," rief sie und stieß ihn von sich, als er sie von der Erde emporheben wollte; „auf unrechten Pfaden folgte ich Dir, Nino; der Heilige hat uns gewarnt und er wird uns strafen. Hörtest Du nicht, wie er hinter uns die Thür in's Schloß warf? — Nino, Nino! nur eine Sühne giebt's. — Als Deine rechtmäßige Gattin erkenne mich vor diesem Altare!"

Nino bangte. Das Bild des heiligen Pancrazio stand noch vor seinen Augen, — und er konnt' es nicht wehren, — auch er fühlte ein Zittern durch seine Seele ziehen, — denn, so sicher und so ungläubig er sich auch stellen mochte, im Tiefsten des Herzens wohnte auch bei ihm die alteingeborne Furcht vor den unbekannten, wunderbar sich zuweilen offenbarenden Gewalten des Himmels und der Hölle, — und in immer deutlicher hörbarem Pulsschlag klopfte dies Gefühl jetzt an sein Herz.

Eine schwüle, dicke Luft erfüllte die Capelle. Durch das einzige, runde Fensterchen hinter dem Altar fiel nur ein düsterer Schein, kaum heller als die Alles umwebende Finsterniß. Nino richtete sich auf und

tappte der Thüre zu. Er wollte sie öffnen, er wollte die frische Nachtluft hereindringen lassen, er wollte die unheimlichen Phantasien, die seine Sinne langsam umfingen, verscheuchen. . . . Die Thür aber gab seiner Anstrengung nicht nach! Fest lag sie in Schloß und Angel, und wie er mit den tastenden Fingern nach der Klinke suchte, da gewahrte er, daß der Schlüssel umgedreht und aus dem Schlosse herausgezogen worden war.

„Santo Diavolo!" rief er, und es war als rieselte es eiskalt durch alle seine Glieder, — „die Thür ist geschlossen."

„Geschlossen, ja geschlossen!" rief aber Carmela, und sprang von den Knien auf, und warf sich an der Thürschwelle wieder zur Erde; „ich hab' ihn gesehen, wie er uns auf den Fersen folgte, mit drohender Geberde erhob er seine Hand. Und ich hörte ihn — und ich sah ihn — und er ist's, der uns in sein Heiligthum eingeschlossen, auf daß unsere That gesühnt werde!"

So raste und fieberte die Arme. Rathlos hörte ihr Nino zu. Was sollte er thun? Was sollte aus all' dem werden? An ein Entweichen war nicht zu denken, fest lagen die alten Quadersteine in einander gefügt, fest lag die alte Eichenthür in ihren Angeln; und morgen würden sie kommen, von Roccastretta herauf, um den Heiligen wieder auf sein Postament zu setzen; denn den Regen hatte er ja geschickt! — Nino hörte sein Rieseln und Rauschen, und auf dem breiten

Gesimse des Fensterchens klatschten die breiten Tropfen; — und hier würden sie ihn finden — mit Carmela! — Mit Carmela allein in der Capelle! — Und alsdann? — wenn Don Cesare über die Schwelle träte und seine Schwester hier, allein mit einem Manne fände? — Nino kannte den Don Cesare, und wußte gar wohl, was er von ihm zu erwarten hätte! — Einen Kampf gäbe es auf Leben und auf Tod, und auf Cesares Seite ständen alle Männer und alle Frauen, und Padre Atanasio und der Herr Sindaco und Alle, Alle, wären mit dem in seiner Hausehre beleidigten Bruder Carmelas. So hatte er sich freilich den Ausgang seines Liebesabenteuers nicht vorgestellt, und andere Bilder umgaukelten seine leichtfertige Phantasie, als er Carmela zu bewegen suchte, ihm in seine stille Cassina zu folgen. . . .

Immer schwärzer senkte sich die Nacht herunter, immer tiefer schienen die Wolken auf die Erde herabzuhängen, immer dichter rieselte der Regen. Und wie Nino die schweren Tropfen auf das Dach rauschen hörte, und wie der feuchte Athem der regendurchtränkten Erde durch die kleinen Fenster drang, da war es, als bräche Etwas in seinem Innern zusammen, — und als schrie es aus der Tiefe seines Herzens zu ihm herauf: „Jeder Tropfen Regen, der vom Himmel fällt, verkündigt die Wunderkraft des Heiligen, und an dem Wunder, das er an dir gethan, könntest du noch zweifeln?“

Als am andern Morgen die vom Padre Atanasio geführte Schaar mit dem verstümmelten Bilde des heiligen Pancrazio vor der Thüre der Capelle Halt machte, und als der Schlüssel sich in's Schloß legte, und als das Schloß krachte, und als die, von der Feuchtigkeit angeschwollene Thür langsam und schwer sich in ihren Angeln zu bewegen anfing, — da war Einer, dem das Herz gewaltig klopfte, Einer, dem das Blut im Fieberbrande kochte, — Einer, der seine Hand, wie nachlässig spielend, aber doch fest und grimmig, auf sein Messer legte, — denn wer konnte voraussehen, was jetzt geschehen würde? — Aber leichter athmete Don Cesare auf, und den Griff des Messers ließ er fahren, — und nur mit Mühe gelang es ihm, seine Fassung zu bewahren und die Rolle, in die er sich hineinbegeben, in gehöriger Weise weiter zn spielen, — als der Padre Atanasio mit einem Schrei der Ueberraschung auf der Schwelle stehen blieb, und als aus dem Dunkel der Capelle, vom Fuße des Altars zwei Gestalten hervortraten, sich mit verschlungenen Händen vor dem Pater auf die Knie niederließen, und durch das staunende Schweigen, das über Alle gekommen war, Ninos Stimme zu ihm herüber drang, die langsam sagte:

„Ein Wunder hat der heilige Pancrazio nicht nur an unsern Feldern und Gärten vollzogen; an mir und an Carmela ist in dieser Nacht ein anderes Wunder

geschehen. Wie es zuging, fragt mich nicht. In diese Capelle führte uns der Heilige mit eigener Hand, und mit eigener Hand verschloß er die Thüre, und mit eigener Hand entzog er den Schlüssel, und am Fuße seines Altars haben wir eheliche Treue geschworen, und am Fuße seines Altars bitten wir Euch, Padre Atanasio, unsern Bund zu segnen!"

Da jubelte der kleine Don Cesare hell auf:

„Ha!" rief er, und fuchtelte mit den Händchen in der Luft herum; — „das war's, was ich gestern von dem guten, einzigen, lieben Evolino für mich erbat. Das war's, Padre Atanasio! — Euch gab er den Regen, — und mir gab er den Eidam. — Der Evolino soll leben!"

Und in seinem Herzen dachte er noch etwas Anderes dazu, das er aber nicht laut sagte:

„Evolino!" dachte er, „du warst doch noch klüger als ich, und ein Königreich führtest du mir zu, da ich meine Eselin suchte. Deine Schiffe werden doch von selber wieder diesen Hafen anlaufen, — von selber aber hätte dieser Schuft von Nino mein Schwesterchen niemals zur Frau genommen!"

Als wenige Wochen später Carmelas und Ninos Hochzeit mit großem Gepränge in der Capelle von Evolo gefeiert wurde, da stand ein neues Heiligenbild auf dem Altar, ein buntes, funkelnagelneues Bild, das Don Cesare, mit vielen anderen Dingen, von einem

fremden Schiffe, das im Hafen von Roccastretta vor Anker lag, angekauft und zum Andenken an jene Wundertage der Capelle gestiftet hatte. Den alten Evolino aber hatte Don Cesare für sich beansprucht, und wie hätte man ihm dies wurmstichige, zerbrochene Bild verweigert?

Am Fuße des Felsens von Evolo, in der kühlen, strahlendurchfunkelten Laube der Cassina, wo Carmela und Nino ihr Heim aufgeschlagen, da hatte Don Cesare das von seiner Hand geflickte und ordentlich restaurirte Bild aufgestellt. Es stand in einer Steinnische, unter einem Dache von duftenden Orangenbäumen, neben dem griechischen, epheuumrankten Marmorbecken, in das sich die krystallhelle Quelle von Evolo ergoß; und fast wollte es scheinen, als fühle in dieser Umgebung, bei den feinen, aus seinem ehemaligen Tempel hierher verschlagenen Basreliefs, inmitten der frei umhersäuselnden Winde, der alte Evolino sich weit behaglicher, als oben in seiner dumpfen Capelle; denn eine eigenthümliche Ruhe hatte sich auf seinen alten, vom Heiligenschein und Bart und Haupthaar entblößten Kopf gelegt, und mit olympischem Lächeln schaute er sich das lustige Pärchen an, das am Abend nach der Hochzeit hier unten, zu seinen Füßen, sein fröhliches Wesen trieb, und ein mattes Funkeln blitzte durch seine gemalten Augen, als Nino, der auch Etwas von der alten

Götterlehre gelernt haben mochte, einen Becher duftenden Moscatoweines vor seinem Bilde auf die Erde goß, und lachend ausrief: „Den Göttern gehören die ersten Tropfen; den Göttern und Heiligen sei Ehre und Ruhm!"

Als sie sich aber Alle entfernt, und als auch Don Cesare mit einem freundlich vertraulichen Winken von dem guten Evolino Abschied genommen hatte, und als dieser so ganz allein in der stillen Mondnacht dastand, da zog ein leises Flüstern über seine Lippen:

„Zu dem alten Heidengotte fühlst du dich trotz alledem immer wieder hingezogen, du liebes, lustiges, heidnisches Völkchen; und mögen auch neue Benennungen an Stelle des ehemaligen Namens getreten sein, in Euch, ihr heitern, gutmüthigen, großen Kinder, erkenne ich doch meine früheren Verehrer wieder, die dort oben, in den sonnendurchwebten Säulenhallen, duftende Kränze auf der alten Götter Altäre niederlegten, und singend und lachend und jauchzend durch das singende, lachende jauchzende Leben zogen!"

Still leuchtend nickten die ewigen Sterne und plätschernd murmelte die rieselnde Quelle dem armen, vergessenen Gotte ihre freundlich tröstende Antwort zu.

Eurikleia.

I.

Das Boot näherte sich dem türckischen Donauufer. Im frischen Lichte der aufgehenden Octobersonne blitzten die schäumenden Wellen des Thalwegs, und lachten von drüben die räthselhaften, in scharfkantigem Umriß aus der bulgarischen Ebene sich emporhebenden Höhenzüge des Babadagh, des letzten Ausläufers des Balkangebirges in dem Sumpfgebiet des unteren Donaudeltas, während auf der rumänischen Seite des wie ein Meeresarm breit sich ausdehnenden Flusses Galatz, die große Handelsstadt mit ihren weißen Häusern und ihren blinkenden Zinnkuppeln, mit ihren Hunderten von Dampfern und Segelschiffen, halbschlummernd noch und halberwacht, unter leichtem Nebelflor hingestreckt lag. Mit der linken Hand die Augen gegen die scharfen Sonnenstrahlen schützend, während die rechte sich auf eine alterthümliche, durch den Gebrauch abgeschliffene Doppelflinte stützte, beugte sich eine wettergebräunte

Gestalt über das Boot. Der forschende Blick glitt langsam über die Lehmhütten und die verkrüppelten, im Winde zerzausten Bäume, die vereinzelt über die Uferfläche und das schilfbedeckte Hinterland hervorragten.

„Ein Pferd sehe ich schon,“ sprach, zu seinen Gefährten sich wendend, in fließendem Französisch der Jäger; „der Kawasse mag wohl auch nicht weit sein; von den Wagen aber, die uns der Pascha versprochen, ist keine Spur zu entdecken!“

Es war eine buntgemischte Gesellschaft, die sich in diesem Boot zusammengefunden hatte. Die Großmächte hatten, nach Beendigung des Krimkrieges, eine internationale Commission eingesetzt, um gewisse in dem Pariser Frieden vorgesehene Specialverhandlungen zu Ende zu führen; sie tagte in der moldauischen Handelsstadt Galatz, und aus ihrem Secretariats- und Ingenieurpersonal hatte sich die Gesellschaft zusammengefunden, die jetzt über die Donau setzte, um eine Jagdpartie in die Berge des Babadagh zu unternehmen. Es waren meist junge, unerfahrene, reise- und abenteuerlustige Jagddilettanten, vermischt mit einigen älteren, der Jagd als einem ernsten Geschäft obliegenden Nimroden. Zu den Letzteren gehörte der Führer der Gesellschaft, der vorn im Boote das Ufer recognoscirte, Constant, ein ehemaliger französischer Chasseur

d'Afrique, der nach beendigtem Kriege, Niemand wußte eigentlich wie, in die Donaufürstenthümer verschlagen worden war: ein lustiger Geselle, der sich in die orientalischen Verhältnisse genügend eingelebt hatte, um bei dieser Jagdpartie zugleich als Dolmetscher, Quartier-, Küchen- und Kellermeister, besonders aber noch als Unterhändler und Vertreter der fahrenden Gesellschaft bei den türkischen und bulgarischen Ortsbehörden fungiren zu können. Er hatte sich sonderbar genug aufgeputzt, mit einem weitkrämpigen Garibaldihut, hohen Wasserstiefeln, Pumphosen, einem mit Hammelpelz ausgeschlagenen Dolman, Jagdtasche, Pulverhorn, Feldflasche, Hirschfänger, ein Säckchen mit Schrot, ein anderes mit Kugeln, ein drittes mit allen möglichen Zangen, Feilen, Messern, Schrauben und Schraubenziehern; — das richtige Bild eines in phantastischen Civilkleidern einherwandelnden alten Zuavensergeanten! Es fehlte nur der Tornister mit der Katze obendrauf! — Im grellsten Widerspruch zu diesem Don Quixote standen dessen beide Bootsnachbarn, der junge aus den Rheinprovinzen als Secretär in die Commission berufene Doctor juris Werner von Bergen, ein 20jähiger, optimistisch in die Welt hinausschauender Idealist, und der ältere, schon recht großstädtisch ausgebildete, fein ironisirende, sich selber, wie die Anderen, in weltmännisch überlegener Weise belächelnde preußische Ingenieur; beide unerfahrene

Jäger, die sich die Doppelflinte und das Pulverhorn eigentlich nur als einen zur äußeren Wirkung nothwendigen Decorationsapparat umgehängt hatten, und denen es viel weniger darum zu thun war, Hasen Füchse und Rehböcke zu schießen, als neues Land und neue Menschen zu sehen und kennen zu lernen. Daß Werner sich noch dazu mit der heimlichen Schwärmerei, es könne irgend ein anmuthiges Abenteuer zu bestehen geben, herumtrug, und daß die schönen Bulgarinnen, denen man wohl in diesen Dörfern begegnen würde, seit acht Tagen eine große Rolle in seinen Träumen spielten, braucht kaum besonders erwähnt zu werden.

Das Boot hatte indessen das Ufer erreicht. Aus den niedrigen, mit Stroh bedeckten Hütten, die den türkischen Zollsoldaten als Wachthaus dienten, traten nachlässig einige ärmlich gekleidete Gestalten, den rothen Fez auf dem Kopfe, das verrostete Bajonnet in der zerrissenen Lederscheide an der Seite. Der Afrikaner wechselte ein paar Worte mit dem befehlshabenden Unteroffizier; dieser musterte, mit nachlässig gleichgiltiger Miene, den von dem türkischen Pascha und Bevollmächtigten bei der Donaucommission der Jagdgesellschaft ausgestellten Paß, deutete mit einer müden Achselbewegung auf ein Pferd, das, mit dem Halfter an einen Baum gebunden, den Fremden seinen feinen, schöngeformten Kopf entgegenstreckte, und neben welchem ein

türkischer Gensdarm halbschlafend seine kurze Pfeife rauchte, drehte sich dann, ohne ein Wort hinzuzufügen, in derselben nachlässigen und gewohnheitsmäßig gelangweilten Weise um und verschwand mit seinen Gefährten im Wachthause.

„Nun? Constant?" fragten die Jäger, die sich um ihren Dolmetscher geschaart hatten.

„Nun?" antwortete lachend der Afrikaner, indem er seine Büchse, wie zum Marsche sich bereitend, über die Schulter warf, „den von dem Pascha von Isaktscha auf das Gesuch seines Collegen von Galatz uns zur Verfügung gestellten berittenen Kawassen könnt Ihr unter jenem Baume bewundern; der würdige Mann wird uns auch über Berge und Moräste begleiten, so weit und so lange wir es wünschen; die Wagen aber mögen wir uns in Longavitza, im nächsten Dorfe, selbst abholen, meint der Herr Unteroffizier. Also, meine Herren! Allah ist groß, und Muhamed ist sein Prophet! Vorwärts, marsch!"

Und eine lustige Marschweise pfeifend, schritt er voran. Der Türke schwang sich auf sein Pferd und trabte ruhig nach. Die Anderen ergingen sich in Verwünschungen über die türkische Mißwirthschaft und fluchten auf deutsch, französisch, englisch und rumänisch; was half ihnen aber alles Murren und Fluchen? Wollte die Gesellschaft nicht über die Donau zurück-

setzten und unverrichteter Sache wieder in Galatz einziehen, so mußte sie sich wohl dazu bequemen, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und den beiden Führern folgen.

„In Longavitza giebt's Wagen!" rief der Afrikaner ihnen zu, „und dort drüben, hinter den Schilffeldern, sieht man schon die Rauchwolken des bulgarischen Dorfes!"

Die Rauchwolken erblickte man freilich ganz deutlich, und weiter als eine Stunde Wegs in der Luftlinie mochte das Dorf wohl nicht entfernt sein; aber in der Dobrudscha darf sich der Reisende eben nicht nach der Luftlinie richten! Die Sonne stand schon hoch im Zenith, als unsere kleine Karavane, die Kreuz und die Quer um die breiten Schilflagunen, die das Flachland nach allen Seiten durchschneiden, sich herumwindend, endlich müde, erhitzt, nach einem Trunke frischen Wassers lechzend, bei den armseligen Lehmhütten von Longavitza anlangte.

Das ganze Dorf, Männer, Weiber und Kinder, hatte sich bei den ersten Häusern, wo auch ein türkischer Wachtposten stand, versammelt, die Männer, mit Schafpelzen und Pelzmützen, in ihrer seltsam bezeichnenden, gebeugten Stellung, die Arme müde herunterhängend, den Rücken wie unter der Gewohnheit des Gehorsams gekrümmt; die Frauen und Mädchen hinterdrein, in

schmutziger, unmalerischer Kleidung, neugierig die Fremden beobachtend.

„Wer von Euch will uns nach dem Kloster von Kokosch fahren?“ rief der Afrikaner den Bulgaren zu; „drei bis vier Tage wird es dauern, und wir zahlen in Gold!“

Ein Gemurmel zog durch die Reihen. Die Blicke der Bulgaren richteten sich fragend auf die türkischen Soldaten, als ob Keiner es wagte, selbständig einen Entschluß zu fassen. Die Türken aber blieben stumm und rauchten ruhig weiter. Nach einer kleinen Weile ermannte sich einer der Bulgaren und, auf einen jungen Mann, der nachdenklich vor dem nächsten Hause stand, deutend, sagte er halblaut und mit der diesem Volksstamme angeborenen und angewohnten Schüchternheit:

„Ilia Michalovitsch hat Pferde und Wagen!“

Der Jüngling richtete sich auf, als erwache er aus einem Traume. Es lag etwas Schwermüthiges in seinen schönen, fast feingeformten Zügen; das Auge schaute mit einer gewissen Vornehmheit; um den blonden, langen Schnurrbart spielte wie ein verächtliches Lächeln.

„Ilia Michalovitsch hat wohl Pferde und Wagen,“ antwortete er, sich zu den Europäern hinwendend; „aber nach dem Kloster fährt er heute nicht mehr.

Wollen die Herren nach Isaktscha fahren, und zahlen sie gut, so bin ich ihr Mann!"

„Warum aber dieser Umweg?" fragte der Afrikaner und ließ einige Ducaten in der Sonne funkeln.

„Kennt Ihr den Weg durch die Sümpfe? Am Abend ziehen die Nebel von den Schilffeldern auf und bringen Fieber und Frost mit sich. Der Tag ist zu weit vorgeschritten; die Berge erreichen wir nicht vor Nacht. Ich führe Euch aber heute nach Isaktscha und morgen nach dem Kloster. Was zahlt Ihr?"

Es wurden diese Worte in einem fast trotzigen Tone, der seltsam von der gewöhnlichen Redeweise der Bulgaren abstach, hingeworfen. Die Fremden bemerkten, daß ein Lächeln über das Gesicht der Dorfbewohner glitt; die Mädchen steckten kichernd die Köpfe zusammen; ein alter Bulgare, der neben Ilia stand, klopfte dem Jüngling vertraulich auf die Schulter und sagte:

„Wäre ich jung, hätte ich Pferde und Wagen, ich könnte wohl heute noch das Kloster erreichen, Ilia! — aber die kleine Eurikleia wohnt ja in Isaktscha!"

„Was geht das Euch an?" fuhr der Jüngling auf, und aus seinem Auge leuchtete ein kurzer Blick. „Ich führe Diese nach der Stadt! Wem es nicht behagt, der bleibe hier!"

Die Europäer hatten sich während dieses Wortwechsels, dem nur der Secretär aufmerksam gefolgt war,

miteinander berathen. Konnten sie heute das Kloster nicht mehr erreichen, so war es immer noch besser, nach der Stadt zu fahren, als in diesem elenden Bauernneste liegen zu bleiben.

„Top!“ rief der Afrikaner, indem er zu dem Jüngling hintrat und ihm ein paar Geldstücke in die Hand legte; „spanne an! Wir fahren nach Isaktscha!“

Eine halbe Stunde später waren zwei Wagen bereit, niedrige, holperig auf den ungleichen Rädern laufende Karren; dicke Schilfbündel vertraten die Stelle der Sitze; die kleinen, mageren Pferde waren mit Stricken und Schnüren angespannt; das Ganze machte einen trübseligen, ärmlich verkommenen Eindruck; — und doch war Ilia Michalovitsch der wohlhabendste Mann von ganz Longavitza; die besten und fruchtbarsten Aecker weit und breit gehörten ihm; bis an die Grenze der Klosterbesitzungen erstreckten sich seine Wiesen, und nach ihm schauten begehrlich alle bulgarischen Mädchen, daß er eine heimführe und als Herrin in sein Haus einsetze. Ilia Michalovitsch schien sich aber wenig um die Jungfrauen Longavitzas zu kümmern! Wie er sich auf den Sitz des ersten Wagens schwang, wie er mit einem kurzen, halb befehlenden und halb flehenden Zuruf, in welchem sich die, ihrer Ohnmacht bewußte, umsonst nach Männlichkeit ringende Charakterschwäche des bulgarischen Stammes abspiegelte, die

Rosse zum Laufen anspornte, da blieb sein Blick auch nicht eine flüchtige Secunde auf dem Schwarm der Mädchen haften, die dem Scheidenden ihr Lebewohl nachriefen; an dem fernen Horizonte aber, hinter den unabsehbaren Schilffeldern der Donau, mochte sein Auge wohl die Stelle suchen, wo Isaktscha zwischen seinen von Windmühlen gekrönten Hügeln lag, und hätte der alte Bulgare jetzt dem Ilia den Namen der kleinen Eurikleia zugeflüstert, Ilia wäre wohl zusammengezuckt, wie Einer, der den Gedanken eines Andern in das Innerste seines Herzens herunterschleichen fühlt, und der sich aufbäumt, ob dieser fremden Besitznahme seines verborgensten Ichs. Ilia trieb die Pferde an, als gelte es, so schnell als möglich das Bulgarendorf aus den Augen zu verlieren; die Rosse kamen bald aus dem scharfen Trab in den fröhlichsten Galopp, und unter dem Hurrahrufen, dem Lachen und Jauchzen der auf ihren Schilfbündeln zusammengeschüttelten Jäger ging es über die endlose, eintönige Fläche, ohne Weg, noch Pfad, den Spuren der Wagen im Grase folgend, zwischen weiten Sumpfniederungen und kleinen, mageren Gebüschen, die Kreuz und die Quer, bald näher den Bergen zu, bald wieder an das Ufer der Donau, die, um zahllose, waldige Inseln sich herumwindend, langsamen und trägen Laufes sich zum Meere schleppte. Der Kawasse trabte, ohne ein Wort zu sprechen, neben

dem zweiten Wagen her, in welchem der Afrikaner, Werner und sein Berliner College, der Ingenieur, Platz genommen hatten.

„Besehen Sie sich 'mal diesen Türken," sagte Letzterer, zu seinem Nachbar sich wendend, „wie er hoch in seinem hölzernen Sattel eingeklemmt dasitzt! mit welch' hoher, angeborner Würde er sein schlechtes Roß führt, mit welcher Grandezza er auf uns herunterschaut, auf die Giaurs, die er verachtet und doch fürchtet! und besehen Sie sich sein militärisches Rüstzeug! prachtvoll eingelegte Pistolen, — aber mit Rost überzogen; einen blinkenden Yatagan, — aber in einem zerrissenen Lederfutteral; einen feinen Kaschmirturban, — aber mit Löchern d'rin, daß man nicht weiß, ist das Loch die Hauptsache oder das Zeug! — das leibhaftige Bild des Kalifenlandes! Wie lange geht es noch bis Isaktscha?" fügte er, zum Türken sich wendend, hinzu.

Dieser drehte langsam den Kopf zu dem Sprechenden. Ein, durch den Schnurrbart halbverdecktes Lächeln legte sich um seinen Mund.

„Vor Nacht kommen wir ebensowenig nach Isaktscha, als wir zum Kloster gekommen wären!"

„Wie heißt Du denn, Janitschar? Denn Deinen Namen müssen wir doch kennen, da wir einige Tage zusammen zu verleben verurtheilt sind."

„Demir Keran Hussein!" erwiderte der Kawasse.

„Zum Donner! ein schöner Name!“ rief der Afrikaner. „Wißt Ihr, was der Name bedeutet? Hussein, der das Eisen bricht! Eine alte Gewohnheit aus früheren Zeiten, wo jeder Janitschar sich einen solchen Namen beilegte. Er stammt wohl aus den Kriegszeiten? Sage mir, Hussein! Hast Du gegen die Russen mit uns gekämpft im letzten Kriege?“

Der Türke richtete sich auf.

„Bei Allah!“ sagte er, „ich habe dem Sultan als treuer Soldat gedient!“ — und, als wollte er das Gespräch abwenden, fügte er, den Blick über den Bulgaren gleiten lassend, hinzu:

„Nach dem Kloster wären wir eben so schnell gekommen, hätte Ilia Michalovitsch nicht was Besonderes in der Stadt zu besorgen!“

Ilia ließ die Peitsche knallen und schnalzte mit der Zunge; ein selbstgefälliges Lächeln flog über seinen Mund, als wollte er sagen: „Das ist meine Sache, und meinen Zweck habe ich ja erreicht!“

„Wo bringen wir die Nacht in Isaktscha zu?“ fragte der Secretär.

Ilia Michalovitsch drehte sich um:

„Ich kenne ein Haus,“ sagte er, „wo Raum genug sein wird; bei Popovitsch!“

„Da wohnt wohl Deine kleine Eurikleia?“ rief, dem Bulgaren auf die Schulter klopfend, der Secretär.

„Und wenn es wäre?" erwiderte Ilia, trotzig mit der Peitsche knallend.

Wer den Türken beobachtet hätte, in dem Augenblick, wo der Name des Bulgaren Popovitsch ausgesprochen wurde, der hätte sein Auge unheimlich blitzen gesehen; seine nervige Faust faßte den Zaum fester, mit einem plötzlichen Ruck; er drückte dem Pferde die Sporen die Seiten, daß es in jähem Sprunge über den Weg setzte.

„Ei! zürne mir nicht!" sagte Werner, der sich begütigend zu dem Bulgaren wandte; „ich freue mich nur Deinetwegen und werde Dir gern behilflich sein."

„Zu was?" fragte Ilia mit einer plötzlichen Lebendigkeit, die sich durch einen wuchtigen Peitschenhieb, sowie durch den ungewöhnlich scharfen Ton seiner Stimme verrieth.

Dem Secretär war Demir Husseins Bewegung nicht entgangen. Er war jung; und jünger noch als seine Jahre war sein Herz; er war von jenem ritterlich naiven Menschenschlag, der überall Romane wittert und solche selbst da vermuthet, wo die Anderen auch nicht den Schatten eines Romans zu entdecken im Stande wären; der Name der kleinen Eurikleia klang so verlockend in sein Ohr; Ilia Michalovitsch war schön; es lag etwas so seltsam Trotziges und zugleich schwermüthig Schönes in seinem Wesen! Die Beiden lieben

sich, dachte Werner; der Türke dort drängt sich wie ein düsteres Verhängniß zwischen ihre Neigung; dem Liebespaar zu helfen, bin ich, fahrender Ritter, bereit!"

„Zu was?" fragte er leise, auf Ilias Schulter sich lehnend; und sein Finger zeigte auf den Türken, der in scharfem Trab vor dem Wagen herritt, und dessen Säbel klirrend gegen die Sporen schlug — „brauchst Du einen Freund, Ilia! so werde ich Dir zur Seite stehen!"

Ilia Michalovitsch blieb einen Augenblick betroffen; es mochte ihn wohl die unvermuthete Bereitwilligkeit dieses unbekannten Menschen wie ein Eingriff in sein innerstes Leben befremden. Er schaute dem Jüngling starr in's Auge:

„Ich danke Dir!" antwortete er leise nach einer kurzen Pause. „Du bist auch kein Freund der Türken! Was ich von diesem zu befürchten habe, weiß ich nicht! Aber an Dein Wort werde ich Dich erinnern, wenn Hilfe von Nöthen sein wird!" — und leise fügte er hinzu: „Eurikleia wird Dir danken!"

* *
*

Es war finstere Nacht, als die kleine Karawane in die Straßen von Isaktscha einbog. Knurrende Hunde lagen in unheimlichen Schaaren vor den Häusern; die Stadt schien wie ausgestorben; nur die Windmühlen

auf den Hügeln bewegten gespensterhaft ihre durch die Nacht knarrenden Flügel; aus ihren kleinen Fensteröffnungen blickten die rothen Lichter wie funkelnde Sterne in die todten Straßen hinunter und legten Zeugniß ab, daß Menschen in dieser stillen Einsamkeit lebten. Der Kawasse hieß die Wagen in langsamerem Schritte fahren und führte den Zug durch winkelige Gassen und Gäßchen, bergauf und bergab, bis zu einem größeren Hause, vor dessen Thür einige türkische Soldaten, rauchend oder schlafend, auf der Straße herumkauerten. Es war das Haus, in welchem der Pascha von Isaktscha wohnte.

Durch die geschlossenen Läden schimmerte Licht. Einige Worte wurden rasch gewechselt, der von dem Pascha der Donaucommission ausgestellte Paß vorgezeigt und von einem Unteroffizier an den wachthabenden Hauptmann ausgeliefert. Diesmal verfehlte das Schreiben seine Wirkung nicht. Nach wenigen Minuten wurden Stimmen in dem Innern des Hauses laut; die Thür wurde weit aufgerissen, und, tief sich verbeugend, meldete der Offizier, der Pascha lasse die Fremden bitten, sich zu ihm herein zu bemühen.

Ein wunderbares Bild bot sich ihren Augen dar, als sie durch die dunklen, engen Gänge sich zwängend, plötzlich das hell erleuchtete Gemach des Paschas sich vor ihnen eröffnen sahen. Es war ein kleines, niedriges

Zimmer; eine zierliche, in einem Netze von Silberdraht schwebende Petroleumlampe hing von der Decke herunter und goß ein sanftes Licht über die malerische Gruppe, die in der hintersten Ecke, auf dem längs der weißgetünchten Wand hin laufenden, mit grellrothem Damast überzogenen Divan, die Aufmerksamkeit der Eintretenden auf sich zog. Mit verschränkten Beinen, den Tschibuk nachlässig in der Hand haltend, saß dort der Pascha, ein behäbiger, stark in den Vierzigen stehender Mann, mit schwarzem, gräulich durchschimmerten Vollbart; er war bekleidet mit einem weiten, vorn geöffneten Gewande von weißer Seide, das halb wie ein Schlafrock, halb wie ein alttürkischer Burnus aussah. Vor ihm kniete ein etwa vierzehn Jahre alt scheinender Knabe, der gerade damit beschäftigt war, mit einer goldenen Zange eine glimmende Kohle aus dem Kohlenbecken auf den von frischem, gelbem, rund herum den Pfeifenkopf überströmendem Tabak gefüllten Tschibuk zu legen; die rothen, üppigen Lippen halbgeöffnet, die Hand mit der Kohlenzange wartend erhoben, ließ er seine klugen Augen neugierig über die hereintretenden, von dem überraschenden Uebergang aus der Dunkelheit in diese farbige Helle geblendeten Jäger gleiten. Ein kunstvoll gearbeitetes Tischchen mit Kaffee und Confect stand vor den beiden, auf welche das von der Decke herunterströmende, durch bunten Schirm gebrochene und leichtgedämpfte Licht

einen märchenhaft leuchtenden Schimmer goß. Werner stand wie gebannt vor diesem seltsamen orientalischen, in Rembrandt'schen Farben hervortretenden Bilde. Er hörte kaum, wie der Pascha ihn und seine Gefährten als „Freunde seiner Freunde" bewillkommnete, und sie, mit der den Morgenländern eigenen, bilderreichen Höflichkeit, versicherte, die Botschaft des Paschas von Galatz sei für ihn, was ein Born frischen Wassers für einen in der Wüste lechzenden Pilger; denn Isaktscha sei die Wüste, deß hätten sich die Fremden heute schon vergewissern können. Es wurde alsdann den Fremden, nach türkischer Art, Kaffee, Doltschas und Tabak angeboten, und der Pascha nöthigte sie, bis, wie er sagte, Alles für ihr Nachtquartier in der Stadt eingerichtet sei, auf dem Divan Platz zu nehmen und sich mit ihm zu unterhalten. Während diese sich niederließen, winkte er den Kawassen zu sich heran und ertheilte ihm in türkischer, den Meisten der Anwesenden unverständlicher Sprache seine Befehle.

„Demir Keran, wo gedenkst Du die Fremden unterzubringen?"

„Der Bulgare, der uns nach Isaktscha gefahren hat, kennt das Haus des Popovitsch und sagt . . ."

„Ich kenne es auch! . . . Der erbittertste Türkenfeind ist dieser Popovitsch! . . . Dort führst Du die

Europäer hin ... Trag' Sorge, das ihnen Nichts fehle! Sie sind meine Freunde; verstehst Du?"

Demir Keran Hussein verneigte sich, indem er die Arme über die Brust kreuzte, und wollte sich entfernen.

„Warte noch, Demir Keran! Ich habe Dir noch was zu sagen. Das Haus ist klein ... Popovitsch und seine Rangen können schlafen gehen, wo sie wollen ... Die kleine Griechin aber, die bei Popovitsch wohnt, die soll die Nacht nicht auf der Straße zubringen, hörst Du? Befiehl den Soldaten, daß sie das Mädchen hierher führen. Hast Du verstanden? Aber bei Allah! daß Keiner von Euch Hand an sie lege! ... Geh!"

Constant hatte kein Wort von dieser Unterhaltung verloren. Zu dem Secretär, der neben ihm auf dem Divan saß, sich wendend, sagte er in französischer Sprache, dem Jüngling leise in's Ohr flüsternd:

„Da scheint es ja ganz gemüthlich herzugehen! Um uns Platz zu machen, wird Popovitsch mit Frau und Kindern auf das Pflaster gesetzt; und ein griechisches Mädchen, das dort wohnen soll, behält der Pascha für sich!"

Eine Ahnung durchflog des Jünglings Seele:

„Eurikleia ist ein griechischer Name!" antwortete er in derselben Sprache und in demselben, leisen Tone.

Der Pascha wandte sich rasch um zu dem Sprechenden:

„Kennst Du das Mädchen?“ fragte er, ebenfalls in französischer Sprache. „Es ist die schönste Rose von Isaktscha, und leid thäte es mir, wenn es heute Nacht, ohne Obdach, unter den Hunden schlafen sollte!“

„Das Mädchen, von dem Du sprichst, habe ich niemals gesehen!“ antwortete, rasch besonnen, der Secretär.

„Wie kennst Du seinen Namen?“

„Ich wußte nicht, daß dieser Name der seinige sei.“

„So errathen die Franken die Namen, die wir im Herzen tragen?“ erwiderte, nicht ohne einen Anflug von zweifelnder Ironie, der Türke; dann drehte er sich zu den andern Jägern um und unterhielt sich mit ihnen über dies und das, was ihn von Europa zu interessiren schien, Verhältnisse der Kriegsmächte, Einrichtung der Verwaltungen und der Gerichte. Der Secretär und sein Nachbar wechselten aber einen bedeutungsvollen Blick, als wollte Einer zum Andern sagen: Hier ist Schweigen Gold!

Eine Viertelstunde verging unter Plaudern und Rauchen; dann erhob sich der Pascha und, den Fremden seinen Abschiedsgruß bietend, sagte er:

„Ein Soldat wird die Freunde meines Freundes in das von mir für sie zubereitete Nachtquartier führen.

Einen Wunsch für das Glück Eurer Jagd spreche ich, da ich die europäische Jägersitte kenne, nicht aus. Mein Auge wird Euch aus der Ferne verfolgen und bei jedem glücklichen Schuß auf den Babadagher Höhen wird meine Seele sich freuen. Vergeßt nicht, den Abt des Klosters von mir zu grüßen! Wir kennen uns seit langen Jahren; er war in Constantinopel und nahe bei dem Throne unseres Herrn und Gebieters, zur selben Zeit als ich! und ich beehre mich, ihn zu meinen Freunden zu zählen, ob er gleich einen anderen Gott verehrt. Allah sei mit Euch!"

Dem Secretär schien es, als bliebe des Paschas Blick mit einem seltsamen, zugleich spöttischen und drohenden Blinzeln auf ihm und seinem Nachbar haften als er ihnen zum Abschied die Hand reichte und sie bis zur Thür geleitete.

Als die Jäger zu den Wagen traten, lag die schlafende Stadt in dem Silberglanze des aufgehenden Vollmondes vor ihnen. Die niedrigen, mit durchbrochenen Holzbalconen verzierten Häuser warfen ihre scharfgeschnittenen, schwarzblauen Schatten in sonderbaren Winkelbildungen auf die weißgetünchten gegenüberliegenden Mauern; es war, als hätte sich längs der einen Seite der schmalen in das obere Viertel führenden Straße ein schwarzes, auf blendend weißem Untergrunde ruhendes, riesiges Spitzengewebe gelegt. Die türkischen

Wachtsoldaten kauerten wie vorher auf der Schwelle herum. Beiseite, in der scheuen Haltung, welche die Bulgaren in der unmittelbaren Nähe ihrer Herren anzunehmen pflegten, stand Ilia. Sein Auge haftete unverrückten Blickes an dem oberen Ende der Straße, von wo dumpfe Stimmen, wie von wimmernden und fluchenden Weibern, Kindern und Männern, heruntertönten. So wie Ilia der Jäger ansichtig wurde, zuckte er auf, und die Pferde mit rascher Bewegung antreibend, führte er die Wagen den steilen Berg hinan.

„Nun geht es doch endlich, und im Sturmschritt zum Hotel Popovitsch!“ rief lachend der Ingenieur, der gerne längst schon den Kaffee und die Tschibuks des türkischen Gouverneurs gegen ein gutes Bett umgetauscht hätte. Ilia hatte nur den Namen Popovitsch verstanden. Er drehte sich um, und ein Zittern klang durch seine Stimme, als er halblaut antwortete: „Dort oben liegt Popovitschs Haus!“

Dunkle Gestalten bewegten sich um das niedere Gehöfte, lärmende, bewaffnete Kawassen und Soldaten, die einen Bulgaren mit Kolbenstößen vor sich her trieben; ein weinendes Weib mit zwei aus dem Schlafe gerissenen, ächzenden Kindern auf den Armen; ein größeres Mädchen, das sich ängstlich an der Mutter festhielt; ein schreiender Knabe, den ein Türke fortzerrte.

„Was geht denn hier vor?“ riefen die Jäger ver-

worren durcheinander, indem sie sich die Straße hinauf drängten.

„Nichts geht vor," erwiderte der Afrikaner, der aus seinem algerischen Leben an solche Dinge gewohnt war; „man räumt das Haus, um uns Platz zu machen."

Die Hand krampfhaft um seine Peitsche geballt, sah Ilia nach dem Bulgaren, den die Kawassen die Straße herunter trieben.

„Sei gegrüßt, Freund!" sagte er leise, als dieser an ihnen vorbeizog. Der Bulgare hielt einen Augenblick inne, sah Ilia starr in's Gesicht, und, die Zähne zusammenbeißend, murmelte er:

„Sei verflucht, Ilia! wenn wir es Dir zu verdanken haben!"

„Nicht ich, Popovitsch, habe befohlen . . ."

Ein scharfer Hieb mit der kurzen Peitsche, welche die Kawassen bei sich zu tragen pflegen, unterbrach ihn.

„Bei Allah!" rief Einer der Türken, indem er Ilia aus dem Wege stieß, „daß in Isaktscha die Bulgaren nicht befehlen, brauchst Du diesem Hund nicht zu sagen! Vorwärts!"

Ilia beugte den Rücken, und, ohne ein Wort zu erwidern, zog er weiter. Sein Auge aber flog, unheimlich funkelnd, über die Reihe der von den Türken fortgeschleppten Hausinsassen, und als das letzte Kind vorübergezogen, und die ganze weinende und schreiende

Schaar hinter dem letzten Wagen verschwunden war, da schien es, als ob der junge Bulgare plötzlich wieder freier aufathmete: er drehte den Kopf zu dem ihm auf der Ferse folgenden Secretär, und leise, als unterdrücke er eine gewaltige Freude, sagte er:

„Sie ist nicht dabei!"

Sie waren vor dem Hause angekommen. Die Thüren standen weit offen. Zwei Kawassen waren noch in den verlassenen Zimmern beschäftigt. Als die kleine Schaar vor dem Gehöfte Halt machte, traten sie lärmend auf die Veranda; in dem Einen erkannten die Jäger ihren Begleiter, Demir Keran Hussein.

„Verfluchtes Gesindel!" rief er, indem er mit zorniger Faust den Kolben seiner Flinte auf die morschen Bretter des Fußbodens stieß. „Die Griechin ist entschlüpft! Verschwunden, der glatte Aal!"

„Für Dich, Hund!" murmelte Ilia vor sich hin; „aber für Andere wird sie schon wieder zum Vorschein kommen!"

Die Soldaten zogen langsam ab, indem sie noch mit dem Bajonnet in den umherliegenden Heu- und Strohbündeln herumstachen. Die Jäger aber ergriffen Besitz von dem verlassenen Hause, vertheilten sich in die offenen Zimmer und auf die harten Divans, und bald schlief Alles in Popowitschs Behausung; — Alles, mit Ausnahme des Secretärs, der vergeblich auf seinem

Bretterlager den Schlummer suchte. Es schien ihm, als höre er fortwährend die klagenden Stimmen der in der kalten Octobernacht durch die Straßen irrenden Kinder der Hauseigenthümer. Er sah die Armen, wie sie, aus ihren süßen Kinderträumen aufgeschreckt, von den Soldaten in den Hof gestoßen wurden, wie sie, weinend vor Angst und vor Kälte, ihrer Mutter durch die nächtliche Einsamkeit folgten, wie sie endlich in irgend einer finsteren Ecke zusammensanken und neben den knurrenden Hunden auf der Erde liegen blieben. Seine rege, jugendliche Phantasie führte dies Alles in so lebendiger Weise, mit so grellen Farben vor sein inneres Auge, daß für den Schlaf kein Platz mehr übrig blieb. Hellblinkend schaute der Mond durch die kleinen Fenster; draußen lag, in Silberschimmer hingegossen, die weite Donauebene. Werner hielt es nicht länger in der dumpfen Luft des Bulgarenzimmers aus; er stand leise, um seine Gefährten nicht zu wecken, von seinem Lager auf und trat hinaus unter die geräumige Veranda, die balconartig, nur einige Stufen über der Erde erhöht, um das Haus lief. Alles schlief ringsum, die fieberschwangeren Deltanebel zogen in langen, weißen Streifen über die Schilfniederungen hin; aus diesem wogenden Dunstmeere erhoben sich, schwarz gegen den Himmel und gegen die endlose Nebelfläche abstechend, die Höhenzüge des Babadagh. Das Auge des Jünglings

schweifte über den Bergen hin, und es schien ihm, als blickten ihm von ferne, wie silberne Sterne, die in einer Thalsenkung halb verborgenen, märchenhaft glänzenden Zinnkuppeln des Klosters entgegen... Da, plötzlich... klang es, aus nächster Nähe, wie ein Flüstern, wie ein leise geführtes Gespräch an sein Ohr! Aus dem Stalle, wo Ilias Pferde im Schlafe schnaubten und stampften, schienen die Stimmen zu kommen. Werner horchte auf. Er näherte sich behutsam der Thüre. Alles war finster da drinnen. Da hörte er die Stimme des jungen Bulgaren:

„Deinetwegen habe ich mich ja heute auf den Weg gemacht!“

Eine zweite, in südlich fremdem Accent mädchenhafte und dennoch scharf und bestimmt klingende Stimme unterbrach ihn:

„Du hast den Türken dieses Haus bezeichnet! Um Deinetwillen wurde Vater Popovitsch mit Weib und Kind in die Nacht hinausgeworfen! Du hättest es nicht zulassen sollen, Ilia! Bist Du ein Mann? Bist Du ein Feigling? Dein Volk, Ilia, ist ein Weibervolk! Bei uns haben die Mädchen mehr Muth in dieser kleinen Fingerspitze, als Eure Männer alle zusammen in Herz und Kopf!“

„Eurikleia! Du bist ungerecht! Was können wir? was . . .?“

„Ungerecht! Habe ich armes Mädchen nicht ganz allein die Soldaten und Kawassen Eures Paschas, die nach mir suchten und riefen, zu Schanden gemacht? Was wollten sie mit mir? Ich weiß es nicht! Wie eine wilde Katze habe ich mich zum Fenster hinausgeschwungen; an dem Balcon des Daches hielt ich mich; unter den hängenden, losen Brettern da oben klammerte ich mich an! Sie suchten mich unten; sie suchten mich überall! Die Hände bluten mir noch von den Nägeln, die mir in's Fleisch drangen! Ich hielt mich aber fest, und ich verfluchte die Hunde in meinem Herzen, und ich hatte Kraft auszuharren, bis sie wegzogen. Die heilige Mutter Gottes beschützte mich, Ilia! — denn sie liebt die Muthigen! Verstehst Du, Ilia? nur die Muthigen liebt die Heilige!"

„Laß ab, Eurikleia! oder . . ."

Aber heller erhob sich des Mädchens Stimme, als ob dasselbe vergessen hätte, daß die Gefahr noch nicht vorüber war.

„Ich bin wie die Heilige!" rief Eurikleia, und Werner hörte das zornige Stampfen eines kleinen Fußes auf den Brettern, „nur die Muthigen liebt Eurikleia!"

Werner stand hinter dem Schatten des vorspringenden Daches versteckt, ganz nah an der Thür; er hatte kein Wort verloren, — als plötzlich ein anderes Geräusch seine Aufmerksamkeit fesselte, es schien, als ob

Jemand längs der äußeren Wand des Stalles herüberschlich, langsam, behutsam, lautlos; ein Schatten tauchte hinter der Wand hervor, zuerst der Kopf, — dann der breite Rücken, — und darüber ein langer, schmaler, dunkler Streifen, als trüge der Mann, dem der Schatten gehörte, eine Flinte auf der Schulter; ein Schritt noch und vor dem Jüngling stand Demir Keran, der, vorsichtig um die Ecke biegend, sich der Stallthür näherte. Des Secretärs Entschluß war schnell gefaßt. Einen derben Stoß in die Bretterwand versetzend, zum Zeichen für die dort Versteckten, trat er vor den Kawassen und rief ihm zu:

„Kannst auch Du den Schlaf nicht finden, Demir Keran? Ich sitze schon lange Zeit hier und summe alte Lieder vor mich hin in die Nacht hinein. Setze Dich zu mir und singe mir ein türkisches Lied, wie man sie bei Euch liebt, von dem Vollmonde, der am Himmel leuchtet, und von Bülbül, die unter den Fliederbüschen flötet!"

„Bei Allah!" erwiderte der Türke, der einen Augenblick betroffen gewesen war, „ich habe nicht Zeit, an Lieder zu denken! Ich muß über die Sicherheit der Freunde des Paschas wachen, und ich glaubte Stimmen zu hören, als wären Diebe im Hause, oder noch was Schlimmeres!"

„Du träumst wohl mit offenen Augen, Hussein!"

rief Werner hellauflachend, „meine Stimme hast Du gehört, und die Nacht hat Dir Gespenster in den Kopf gesetzt!“

„Gute Nacht denn!“ antwortete Hussein, „so gehe ich schlafen!“

Und er verschwand hinter der anderen Ecke des Hauses. Mit raschem Sprunge war Werner an der Stallthür. Er drückte. Sie öffnete sich halb.

„Seid vorsichtig!“ flüsterte er durch die schmale Ritze, „und Du, Eurikleia, ob ich Dich gleich nicht kenne und nicht sehe, sei auf Deiner Hut. Der Pascha hat dem Kawassen befohlen, Dich in sein Haus zu bringen! Siehe zu, daß Dich der Morgen nicht in diesem Hause treffe . . . und brauchst Du Hilfe, so rufe die meinige an! Dich und Ilia will ich beschützen, so viel es in meiner Macht liegt!“

Die Thür bewegte sich; eine kleine Hand huschte durch die Spalte und suchte des Jünglings Hand, und leise tönte des Mädchens Stimme zu ihm heran:

„Habe Dank! Ich vertraue Dir! Du bist ein Mann!“

Die Hand verschwand. Von drinnen wurde ein Riegel vorgeschoben.

„Ich bleibe hier!“ rief Werner durch die Bretterwand hinein. Dann ward Alles still.

II.

Der Tag war kaum angebrochen, als die Jagdgesellschaft sich am andern Morgen vor dem Hause versammelte und den von dem Afrikaner zubereiteten, köstlich duftenden türkischen Kaffee schlürfte. In immer feineren und lichteren Streifen zogen die Donaunebel über die Ebene, an den Bergen hin sich vertheilend und allmälig zerfließend, während die Gipfel des im gelblichen Herbstschmucke prangenden Babadagh schon im vollen, klaren Sonnenlichte glühten. Der Letzte, der sich von seinem Lager aufgerafft hatte, war der Ingenieur; an den städtischen Comfort gewöhnt, hatte er sich vergeblich nach Jemandem umgesehen, der ihm Stiefel und Rock reinigte, und fühlte sich augenscheinlich in seinem von der gestrigen Fahrt schon arg mitgenommenen Sonntagsjägeranzug nicht recht behaglich.

„Der Henker hole die bulgarischen Häuser, Betten und Zubehör!“ rief er mürrisch, als er in den Kreis seiner Freunde trat. „Ungeziefer die Menge! Schlechte Luft! Die Fenster mit Papier verklebt, damit ja kein frischer Windzug den Herren Bulgaren und ihren zarten Gemahlinnen die Jahre lang sorgfältig aufbewahrten Miasmen aus dem Zimmer treibe! Kein Auge konnte ich schließen! Und nicht einmal, um einen zu entschädigen, bekommt man die kleine, liebliche, göttliche

Eurikleia zu sehen, von der uns der Bulgare gestern den Kopf vollschwatzte! Wo ist denn das himmlische Geschöpf? Wer hat das Mädchen zu Gesicht bekommen? Und wo bleibt Ilia Michalowitsch, der glückliche Bräutigam?“

Demir Keran hatte, als der Name der Griechin ausgesprochen wurde, das Auge rasch auf den Sprechenden gerichtet; er murmelte einige Worte in den Bart, welche die Europäer nicht verstanden, welche wohl auch nicht für sie bestimmt waren; dann zu dem Afrikaner, mit dem er seit den gestern gewechselten Worten auf vertraulichem Fuße zu stehen schien, sich wendend, fragte er:

„Sind die Wagen bereit? Es ist Zeit aufzubrechen, wollen wir das Kloster vor der Mittagshitze erreichen!“

„Die Wagen sind bei Tagesanbruch abgefahren,“ erwiderte Werner, der seinerseits auch, obgleich aus ganz anderen Gründen als der Ingenieur, kein Auge geschlossen hatte, und schon längst, gestiefelt und gespornt, auf seine Freunde wartete. Der Fahrweg, sagte Ilia, beschreibe große Umwege um die Moräste; er werde voran fahren, die Fußgänger könnten ihn in einer kleinen Stunde dort, am Fuße der Berge, einholen!

„Allah!“ rief Demir Keran, „der Bulgare ist ver-

rückt! Durch die Moräste fährt ein Wagen ebenso leicht, als ein Fußgänger sie durchläuft!“

Von dem Kawassen geleitet, setzte sich die Gesellschaft in Bewegung. Bald war Isaktscha aus ihren Augen entschwunden, und durch die zum Theil ausgetrockneten Niederungen ging es, auf den zwischen mannshohen Schilfbüscheln sich hinschlängelnden Pfaden, den Bergen zu. Werner, der nicht ohne Absicht, wie es schien, mit dem Kawassen gleichen Schritt zu halten sich bemühte, und der auch auf alle mögliche Weise es versuchte, mit dem schweigsamen Türken eine, wenn auch noch so gebrochene und mühsame Unterhaltung zu führen, ließ zuweilen seinen Blick ängstlich zu den immer näher heranrückenden unteren Höhenzügen schweifen, als forsche er nach Etwas dort hinter den hohen Schilffeldern. Plötzlich richtete sich Demir Keran hoch im Sattel auf, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte voraus, der Straße zu, wo Ilias Wagen, von mehreren Jägern umringt, hielt. Werner stürzte dem Kawassen nach. Schon tönte aber vom Wege herüber ein wirres Durcheinander von Stimmen, von Peitschenknallen, von Rossegewieher.

Mit raschem Sprunge setzte Werner durch das Schilfdickicht. Er hatte die Büchse von seiner Schulter gerissen; betroffen und ohne zu wissen um was es sich handelte, that der Ingenieur ein Gleiches, und Beide

stürzten auf den Wagen zu, um welchen sich mit wildem Rufen die anderen Jäger drängten. Von Weitem erblickten sie nun Demir Keran, der, auf bäumendem Rosse die Gruppe überragend, ein Mädchen von dem ersten Wagen herunterzuziehen suchte. Das Mädchen aber wehrte sich tapfer; mit der linken Hand klammerte es sich an die Leiter, in der rechten schwang es Ilias Peitsche und hieb, zornglühenden Antlitzes, mit dem umgekehrten Stiel auf den Türken ein.

„So hilf doch, Ilia!" schrie die Kleine dem Bulgaren zu, der sie fest um die Hüfte gefaßt hatte, als wolle er sie zu sich herüberziehen, der sich aber selber zum Kampfe gegen den Türken zu ermannen nicht wagte, und vielmehr scheu und verstört bei den Jägern Hilfe zu suchen schien.

„Was soll das!" rief Werner, auf den Kawassen losstürzend, und ein wuchtiger Schlag mit dem Kolben auf die Hand, die das Mädchen schon gefaßt hatte, befreite die Arme. „Was unterstehst Du Dich? Was geht Dich dieses Mädchen an?" Und, dem Türken in die Zügel fallend, riß er sein Pferd von dem Wagen auf die andere Seite des Weges.

„Bei Allah!" erwiderte der Kawasse, indem er sein hochaufbäumendes Roß wieder zum Wagen hinüberwarf, „die Griechin gehört meinem Herrn!"

„Mit dem Mädchen hast Du nichts zu schaffen!"

schrie ihm Werner zurück. „Es steht unter meinem Schutze, verstehst Du mich? Der Wagen ist mein, und auf mein Eigenthum hast Du kein Recht!“

„Zum Donner!“ rief der Ingenieur, der seinem Freunde auf dem Fuße gefolgt war, „hat uns der Pascha zum Beschützer gegen die Straßenräuber einen Mädchendieb mitgegeben? Die Hände von dem Mädchen ab, Janitschar! Oder mit meinem Pulver und Blei sollst Du Bekanntschaft machen!“

Der Afrikaner, den eine von der Krimzeit stammende Erinnerung an frühere Kriegskameradschaft zu dem Türken hinzog, versuchte sich in's Mittel zu legen und seinen Gefährten begreiflich zu machen, daß dieser brave Soldat ja nur den Befehlen seines Generals Folge leistete, und daß man ihn darin unterstützen sollte.

Erfolglos aber blieben seine Reden. Mit lautem Rufen drängten sich die Jäger zwischen den Türken und das bedrohte Mädchen.

Der Türke schien von ihrem entschlossenen Auftreten betroffen. Den Kopf leicht auf die Brust gesenkt, blieb er unbeweglich, mit den Augen langsam die Gruppe der Jäger musternd. Auf dem ersten Wagen, die aufgelösten, schwarzen Haare über die Schultern wallend, den flammenden Blick unverrückt auf ihn gerichtet, die Peitsche Ilias zum Schlage bereit in der Hand haltend, stand Eurikleia, das lebendige

Bild einer antiken Kriegsgöttin! Von mittlerer Statur zwar, und eher klein zu nennen, aber in einem so wunderbar schönen Ebenmaß der Glieder, mit so feingeschnittenen, klassisch edlen Zügen, und in ihrem ärmlichen, von dem Kampfe zerrissenen und im Winde flatternden Gewande so seltsam malerisch drapirt, daß die Jäger insgesammt bewundernd zu ihr aufschauten und Werner, der noch immer den Zügel des türkischen Rosses fest in der Hand hielt, fast den Kawassen und den ganzen Streit vergessen hätte, um nur an diesem einzigen Anblick Herz und Sinne zu weiden. Ein schwerer Kampf wogte in des Türken Brust. Wem sollte er gehorchen? Wo lag seine Pflicht? Sein General hatte ihm gestern befohlen, das griechische Mädchen in sein Haus zu bringen, und, sollte er auch selbst dabei zu Schaden kommen, diesen Befehl, so sagte ihm sein an Gehorsam gewöhnter ehrlicher Soldatenverstand, mußte er ausführen; andererseits aber, durfte er die, von demselben General seinem Schutze anbefohlenen Europäer verlassen? gleich am ersten Tage verlassen, um mit seiner Beute nach Isaktscha umzukehren? — Werner, der seine Gedanken zu errathen schien, machte seiner Verlegenheit ein Ende, indem er ihm plötzlich die Frage stellte:

„Wer hat hier zu befehlen, Du oder wir?"

Der Kawasse blieb einen kurzen Augenblick noch

regungslos, dann raffte er die Zügel zusammen, und, militärisch grüßend, antwortete er:

„Ich gehorche!"

„Also vorwärts!"

Im Nu hatten die Jäger ihre Sitze vom vorigen Tage wieder eingenommen. Werner schwang sich auf den vorderen Sitz, neben die Griechin, und nach wenigen Minuten rollten die Wagen dem Kloster zu, dessen zinnerne Kuppeln schon von dem fernen Waldessaume herüberblinkten.

„So hätte ich, bei Gott, nicht gehandelt!" raunte der Afrikaner in türkischer Sprache dem Kawassen zu, als dieser sein Pferd neben dem letzten Wagen herreiten ließ; „Dein General will das Mädchen dort in seinem Hause sehen, und wäre ich der Pascha, ich wünschte es mir auch! — Ich hätte es ihm an Deiner Stelle hingeführt, lebendig oder todt!"

Demir Keran blickte, die Augen zusammendrückend, seitwärts zu ihm herunter:

„Wer treffen will," sagte er, „darf sein Pulver nicht verschießen."

Werner saß in Gedanken vertieft neben dem Mädchen, das mit gewandter Hand die Unordnung seiner Kleider zurecht legte und die aufgelösten Haare wieder in künstlich gewundene Flechten über den Kopf band. Eurikleias Augen funkelten, ihr Busen hob und

senkte sich in heftigem Wallen; ihre feinen, kleinen Hände zuckten in fieberhafter Bewegung. Dem durch ihren Anblick, durch ihr tapferes und doch so reizendes und tiefweibliches Wesen mächtig ergriffenen Jüngling schien es, als klänge durch die kurzen Antworten, die sie dem zu ihrer Rechten sitzenden Ilia hinwarf, wie ein Gefühl des zürnenden, fast des verächtlichen Vorwurfs. Es war ihm, als fühlte er wieder den Druck der kleinen, warmen Hand, die sich ihm in vergangener Nacht durch die halbgeöffnete Thür des Bulgarenhauses entgegenstreckte, als hörte er wieder die so energische und doch so sanft klingende Stimme des verfolgten Mädchens, wie es ihm zuflüsterte: „Ich vertraue Dir! Du bist ein Mann!" — Und jetzt war es ihm, als ob ihr Blick und ihr Gedanke sein Auge und sein Tiefinnerstes suchten und unwiderstehlich zu ihr hinüberzögen, als ob er sich umdrehen sollte zu ihr, als ob er ihr sagen müßte . . . Und was sollte, was konnte, was durfte er ihr sagen? Hatte er nicht Ilia gelobt, ihn und sie zu beschützen? Und wie konnte er an dem armen Bulgaren, der dort unter dem düsteren Verhängniß, daß über ihm und über ihr schwebte, wie gebrochen und zusammengeknickt vor sich hinstierte, wie konnte er solchen Verrath an ihm ausüben? Denn ein Verrath war es — das sagte ihm sein ehrliches Jugendherz, das der Welt noch so treuherzig entgegen=

schlug — der schnödeste Verrath war es, wenn er, und zu welchen Zwecken? und mit welchen Zukunftsaussichten? demjenigen, dem er freiwillig seinen Schutz angeboten, mit flüchtiger Hand seine Liebe entwendete.

Das Mädchen war es, das zuerst das Schweigen brach.

„Du hast mich zweimal gerettet," sagte sie mit gedämpfter Stimme, in welcher die innere Erregung nachzitterte, „ich will Dir danken, aber warum siehst Du mich nicht an?"

Werner schaute sich um nach ihr. Das Blut schoß ihm in die Wangen. Der Griechin Augen leuchteten wie zwei schwarze Diamanten. Er faßte ihre Hand in die seinige . . . Da traf ihn der tiefe, traurige Blick Ilias, der sich, als ob auch er dem Erretter Dank sagen wollte, zu ihm hingewendet hatte. Werner senkte sein Auge.

„Eurikleia," sagte er, „noch ist der Tag nicht zu Ende. Danke später, wenn die Stunde gekommen sein wird."

Das Mädchen sah ihn fragend an, als suche sie den Sinn seiner Worte zu ergründen. Dann zog sie langsam ihre Hand aus der seinigen und erwiderte:

„So werde ich warten! Doch sagst Du mir die Stunde nicht, so werde ich sie wählen."

Der Wagen rollte weiter. Länger als die Jäger

es geglaubt, zog sich der Weg zum Kloster, an den Hügeln herum, zwischen Morästen hin in endlosem Zickzack sich schlängelnd.

„Wie kommst Du denn zu dem Bulgaren Popovitsch nach Isaktscha,“ fragte endlich der Secretär, wie wenn es sich um die gleichgiltigste Unterhaltung handle; „denn eine Bulgarin bist Du nicht, und Deinen Namen trägt kein Mädchen in diesen Dörfern.“

„Ich bin Griechin,“ antwortete Eurikleia, und Etwas wie ein Civis Romanus sum lag in diesen Worten. „Als mein Vater in Isaktscha starb, ließ er mich seinem Jugendfreunde Popovitsch, und ich wurde wie ein neues Kind in seinem kinderreichen Hause aufgezogen.“

„Bist Du glücklich bei den Bulgaren?“

„Das Glück lebt nur im Elternhause — oder an dem Herde, den man sich selbst baut.“

„So sehnst Du Dich weg von hier?“

Sie schwieg einen Augenblick.

„Wer möchte in einem Lande leben, wo die Türken herrschen? Meinen Vater und Mutter haben sie getödtet; meine Schwester . . . .“

Sie hielt plötzlich inne, und es schien, als dränge sie die Worte, die sich auf ihre Lippen gelegt, gewaltsam in ihr Herz zurück.

„Was wolltest Du sagen? Du hast noch Geschwister?“

„Nein! Keine mehr!“ rief sie in leidenschaftlich erregtem Tone aus, und Werner sah, wie ihre Hände krampfhaft zusammenzuckten.

„Armes Mädchen! Bist Du allein? Sind Sie gestorben?

„Gestorben? . . . Nein! . . . Ja! . . . Ich weiß es nicht! Ich . . . Aber warum fragst Du mich? Und warum muß ich Dir antworten? Und wie übst Du diese Gewalt auf mich, die Keiner je ausgeübt? . . . Ja, meine Schwester lebt noch, — nur für mich ist sie todt, — ach! ärger als todt! Denn in Constantinopel lebt sie; — sie ist dort, in der großen Stadt, — was der Pascha von Isaktscha aus mir machen wollte. Aber, bei der heiligen Jungfrau! Eurikleia ist nicht von so weichem Holze! Nein! Nein! und wenn Keiner mich mehr beschützen sollte, . . . lebendig folge ich diesem Türken nicht! . . . und zum Sterben werde ich immer noch die Kraft in mir finden!“

„Beruhige Dich, Eurikleia!“ sagte, sie leise besänftigend, der Jüngling, „ich wußte nicht, daß meine Fragen so düstere Erinnerungen in Deinem Herzen erwecken würden. Aber,“ fuhr er fort, indem er sich bemühte, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, bald wirst Du ja Dein eigenes Haus Dir bauen, dann, wirst Du glücklich sein!“

„Mein eigenes Haus? und wo? und wie?“

„Ilia Michalovitsch . . .“

„Ja!“ unterbrach sie ihn rasch; „Ilia Michalovitsch will mich heirathen, aber . . .“

„Aber?!“

„In diesem Lande bleibe ich nicht! Drüben . . . über der Donau . . . über dem Meere . . . wo es auch sei! hier aber nicht! . . . Zu nahe bei Isaktscha liegt Ilias Haus!“

Ilia drehte sich langsam zu den Beiden.

Als habe er dem Secretär und nicht seiner Braut zu antworten, oder als halte ihn eine ängstliche Scheu ab, mit Eurikleia, die ihm grollte, zu sprechen, wandte er sich zu Werner und sagte:

„Wie ist es aber möglich, daß ich dies Land verlasse? Hier liegen meine Häuser, meine Felder, meine Wiesen! und ziehe ich fort, was wird aus meinem Besitzthum? Die Türken legen auf Alles Beschlag, und als Bettler willst Du doch nicht, Eurikleia, daß ich mit Dir . . .“

Eurikleia antwortete ihm mit Heftigkeit:

„So spricht nicht der Mann, der Eurikleia liebt!“

Ilia zuckte zusammen. Ohne auf Pferde noch Wagen zu achten, erfaßte er des Mädchens Hände. Da sprengte plötzlich Demir Keran zu den Rossen vor, und die Zügel aus Ilias Händen an sich reißend:

„Bei Allah!“ rief er, „Du bist wohl toll ge-

worden, Bulgar! Wohin willst Du uns führen? Vor Dir liegt das Kloster! . . . wer Pferde lenken will, darf nicht bei einem Mädchen sitzen!"

Die Rosse hielten an. Wenige Schritte vor dem Wagen eröffnete sich ein Weg, der, leise ansteigend, bei einer kleinen, in die halbverfallene Klostermauer gebrochenen Thür endete. Neben der Mauer, kaum verdeckt durch die Bäume und Gebüsche, die aus den inneren Höfen in üppigem Gestrüpp herüberwucherten, erblickte man einige langgedehnte Strohdächer, und zwischen dem gelben Laub glänzten die weißblendenden Zinnen der Kuppeln. Die Jäger waren am Ziele ihrer Fahrt angelangt. Vor ihnen lag das Kloster Kokosch.

III.

Hätte einer der Jäger seine europäischen Begriffe und Ansprüche auf jenes griechische Bulgarenkloster übertragen wollen, er hätte sich wohl sehr enttäuscht gefunden. Nicht, wie im Westen und Norden, aus starken Sand- oder Granitsteinen erbaut, nicht von zinnengekrönten Mauern umgeben, nicht wie ein ehrwürdiges, wohnliches und, trotz seines Alters, durch die überall durchblickende Pflege einer frommen und geschäftigen Bevölkerung zum willkommenen Besuch einladendes Heim, blicken diese bulgarischen Gotteshäuser

auf den Fremden herunter. Von Weitem nur bot das Kloster von Kokosch ein originelles und das künstlerische Auge durch das Malerische seiner Bauart fesselndes Bild: die niedrige, in unregelmäßigen Winkeln um das innere Gehöfte sich hinziehende Mauer war von rohen, kaum behauenen Blöcken hergestellt; die vielfachen Lücken mit Backsteinen oder auch nur mit wildem, dornigem Gestrüpp nothdürftigst gefüllt; das Thor, daß sich in diesem ärmlichen, eher wie ein Zaun als wie eine Mauer dreinsehenden Verschluß öffnete, hing morsch in seinen rostigen Angeln; nicht ein Schloß, nur ein langer, hölzerner Riegel erlaubte den Mönchen, ihr Besitzthum gegen die Fremden, oder gegen die herumstreichenden Bettler und Zigeuner abzuschließen. In den inneren Höfen lagen die Wohnhäuser, Stallungen, Scheunen und die Kirche, ohne Plan noch Regelmäßigkeit, zerstreut und wie dem Zufall gehorchend, hingesät; Gras und Gesträuche wucherten ringsum, soweit die dort herumgrasenden Rinder, Schafe und Schweine es eben erlaubten; halb verfallene Bretter und Balken lehnten an den baufälligen Mauern; durch diese Wildniß hatten sich die Mönche einige Pfade gebahnt, um von einem Hause zum andern und von ihren Zellen in die Kirche zu gelangen; ein breiterer Weg führte um die letztere herum, er diente ihnen zum Rundgange, wenn sie, da die türkische Regierung den Gebrauch der Glocken unter-

sagt, mit ihren hölzernen Hämmern die Toka auf dem eigens dazu hergerichteten, von einem jüngeren Bruder auf der Schulter vorangetragenen Brette schlugen, ein mit seltsamen Modulationen durch die Waldeinsamkeit klingendes, eintönig melancholisches Glockenspiel! Die Gebäulichkeiten, in welchen der Abt, die Mönche und die ihnen beistehenden Laienbrüder wohnten, zogen sich, winkelig und verfallen, mit ihren Balconen und Holzgebäuden unter den weithervortretenden, mit dicken Schilfbüscheln an Stelle der Ziegel bedeckten Dächern um den Hof. Das einzige Bauwerk, das gewissermaßen den Eindruck eines architektonischen Baues machte, war die Kirche, mit ihrer großen, von zwei kleineren, ebenfalls blechgedeckten Thürmchen umgebenen, von dem griechischen Kreuze überragten Mittelkuppel: hohe, schmale Fenster öffneten sich in den weißgetünchten, von herunterfallendem Mörtel arg verunstalteten Mauern, durch die Fenster aber zogen alle Winde, und die Vögel des Himmels nisteten ungestört über dem dürftig ausgestatteten Hochaltar, — ein Bild des Jammers und des Elends, der Verkommenheit und der Verwahrlosung, die würdigste Staffage für das klösterlich bäurische Leben, das sich in diesen Räumen träge, schmutzig, bettelnd und in einer Art von moralischer und materieller Hoffnungslosigkeit dahinschleppte! Von den abendländischen Mönchen erzählen die alten Mären, daß sie nicht selten das Kreuz

mit dem Schwerte vertauschten, daß sie kampfesbereit und kampfeslustig auszogen, um ihre Kirche zu schützen und deren Feinde unter den wuchtigen Hieben ihrer Streitaxt zu Paaren zu treiben; — wer aber würde von diesen armen, bulgarischen Mönchen etwas anderes erwartet haben, als die stumme, dumpfe Unterwerfung? Nicht eine Ecclesia triumphans, nicht einmal eine Ecclesia militans zeigte sich hier; nur die traurigste und trübseligste aller leidenden Kirchen, ein Märtyrerthum ohne Glorie, ohne Echo, ein langsames Hinsiechen, ein ruhmloses und unnützes Ersticken im Sumpfe.

Die Mönche hatten von Weitem die kleine Karawane erblickt, den Abt von dem Herannahen der Fremden unterrichtet und die geräumige Halle in einem der Nebengebäude, die für die Unterbringung von Reisenden eigens bestimmt war, in gehörige Bereitschaft gesetzt, — was freilich nur kurze Zeit in Anspruch nahm, da es sich um weiter nichts handelte, als die Fenster zu öffnen, den fingerdicken Staub von den verblichenen, in allen Farben schmutzig schillernden Divans abzuklopfen und vielleicht einige Spinnweben, die allzu störend von der Decke herunterhingen, zu beseitigen. Während die Laienbrüder sich dieser Aufgabe entledigten, schaarten sich die Mönche in dem großen Hofe um ihrer Abt, und als Ilias Wagen vor den Mauern hielten, traten die Bewohner des Klosters, den ehrwürdigen Alten

an ihrer Spitze, durch das in allen Angeln knarrende Thor freundlich grüßend den Fremden entgegen.

„Seid willkommen in meinem stillen Hause!“ sprach der Abt, indem er sich an Werner wandte, der den ersten Platz in dem Wagen, neben dem Bulgaren, einnahm, und den er deshalb für den Anführer der wandernden Gesellschaft hielt; „Ihr seid Christen wie wir, und mit besonderer Freude öffnen wir Euch unser Thor. Gelobt sei Jesus Christ!“

„In Ewigkeit, Amen!“ antwortete Werner, der die Gebräuche des Orients kannte. „Nicht für lange Tage, ehrwürdiger Vater! rufen wir Deine Gastfreundschaft an! Wir gedenken in diesen Bergen zu jagen und werden, wenn Du es erlaubst, bei der Theilung unserer Beute auch Deines Klosters uns erinnern.“

Mit würdiger Grazie verbeugte sich der Abt, während die Mönche, ihre Freude an den verheißenen Leckerbissen nicht zu verbergen suchend, sich mit lachendem Munde verständnißinnige Blicke zuwarfen, als stünden sie bereits unter dem Einfluß des Duftes, welchen der feiste Rehbraten sicherlich auf der Tafel verbreiten würde. Es waren knochige, grobgehauene Gestalten, mit scharfausgeprägtem slavischem Typus, unschöne Gesichter, von welchen der Blick mit Wohlgefallen dem Abte sich zuwendete, der in selten wirkungsvoller Weise von seinen Gefährten abstach: eine feine, schlanke, fast hagere Ge-

stalt, mit edlen, festen, streng kirchlichen, nichts weniger aber als mönchischen Zügen. Der Schnitt seines Gesichts hatte nichts gemein mit demjenigen der andern Brüder; die Abwesenheit des Bartes, das lange silberdurchzogene Haar, das kaum gelichtet von dem Scheitel zum Nacken herunterhing, die scharfgebogene feine Nase, die großen, dunklen, offen und forschend in die Welt hineinschauenden Augen, die tiefeingegrabene Furche, die sich von der Stirne zwischen den dichtbewachsenen Brauen herunterzog, legten Zeugniß ab, daß dieser Mann nicht dem gewöhnlichen Schlage der bulgarischen Mönche angehörte. Dieses Mannes Leben war sicherlich nicht in dem geisttödtenden Müssigang der orientalischen Klöster verflossen! Auf diesem Antlitze lag nicht der Wiederschein des kleinlichen, im Klosterklatsch untergehenden und in den Aeußerlichkeiten einer mechanischen Frömmigkeitsgewohnheit verknöcherten Monachismus. So wie dieser Abt in dem entlegenen Kloster des Babadagh, so mußten die alten byzantischen Kirchenväter ausgesehen haben, von denen die Geschichte berichtet, daß sie durch ihren Blick und durch ihre Sprache das Volk und die Großen beherrschten.

Die Jäger schickten sich an, in das Kloster einzutreten. Lächelnden Mundes und mit vorgestreckten Händen wehrte es ihnen aber der Abt.

„Meine verehrten Gäste,“ sagte er, „einem alten

Gebrauche huldigend, kann ich Euch nicht über die Schwelle lassen, bis ich von Euch erfahren, wer Ihr seid, wie Ihr heißet, wo Ihr wohnt, woher Ihr kommt. Es ist ja auch gut, daß man beiderseits sich kenne, ehe man in nähere Beziehungen zu einander tritt. Freier spricht man und sicherer, wenn man zum Voraus weiß — was man nicht sagen soll, oder nicht zu sagen braucht."

Die Vorstellung war schnell beendigt; Namen, Nationalität, Abstammung, Charakter wurden von dem Secretär in lächelnder Weise über jeden Einzelnen der Jäger erklärt; sie seien, so schloß er, dem Abte von dem Pascha von Isaktscha persönlich empfohlen, der sich rühmte, ein Freund und ein alter Bekannter des ehrwürdigen Vaters zu sein.

„Ich danke Euch," erwiderte der Abt; „der Pascha und ich, wir kennen uns von Alters her, und obgleich uns Vieles trennt, so lieben und ehren wir uns doch gegenseitig. Hat er Euch meinen Namen nicht gesagt, so erfahrt ihn von mir: Kyrillos nennen mich die Brüder, und dem Namen des Kirchenfürsten, den man mir beigelegt, bestrebe ich mich Ehre zu machen. Aber," fügte er, sich unterbrechend und auf Eurikleia deutend, hinzu, „wer ist das Mädchen, das Ihr mit Euch führt?"

„Unseres Führers, des Bulgaren Ilias Braut,"

antwortete Werner, indem er das Mädchen bei der Hand nahm und zu Kyrillos hinführte. „Die Rose von Isaktscha wird sie genannt, wie mir der Pascha versicherte, und wohl verdient ist der Name, denn eine schönere Rose blüht in ganz Bulgarien nicht."

„Eine blühende Rose fürwahr! Viele Rosen doch giebt es in unseren Gärten, und eine jede unterscheidet sich durch einen besonderen Namen von ihren Schwestern. Wie heißt die Rose von Isaktscha?"

„Eurikleia, ehrwürdiger Vater."

„Eurikleia?! Fremd klingt der Name."

„Sie ist Griechin."

„Griechin!" rief der Abt, und eine flüchtige Röthe überflog sein furchendurchzogenes Antlitz, ein helles, frohes Leuchten funkelte in seinem Auge, und die beiden Hände des Mädchens in die seinen fassend, zog er Euriklela mit gewinnender Geberde zu sich. „Du bist eine Griechin? So sei mir doppelt und dreifach willkommen! Denn aus meinem Lande stammst Du, liebliche Rose, und daß die schönste Rose Bulgariens eine Griechin ist, erfüllt mit Freude und Stolz mein altes Herz. Sei auch die beste unter den Frauen, und die reinste, Euriklela."

Euriklela hatte sich vor dem würdigen Mann auf die Knie niedergelassen und küßte nach orientalischer Art ehrfurchtsvoll seine Hand. Er beugte sich wohl=

wollend zu ihr herunter; leise wechselten sie einige griechische Worte; dann legte er, wie segnend, seine Rechte auf ihr Haupt.

Die Jäger standen gerührt vor diesem lieblichen Bilde, und Keiner bemerkte die Aufregung, die sich plötzlich, während die Beiden mit einander sprachen, des Türken bemächtigt hatte. Von den in fremder Sprache gewechselten Worten hatte Demir Keran nichts verstanden; es schien ihm aber in seinem dumpfen Janitscharenverstand, daß die schöne Christin, die er seinem Herrn zuzuführen den Befehl erhalten hatte, ihm plötzlich durch dies Kloster und diesen Mönch entrissen werden sollte! Hatten ihm doch seine Kameraden in den langen Kriegsmärschen und schlaflosen Bivouaknächten oft und viel von den Christenmädchen erzählt, die, um der Ehre des großherrlichen Harems zu entgehen, plötzlich in einem Kloster verschwanden! — und, so pflegten die türkischen Soldaten untereinander zu erzählen, habe sich einmal die schwere Thür eines Klosters hinter einem Mädchen geschlossen, so gebe es keine Macht des Himmels noch der Erde, welche die Verschwundene wiederbrächte; tiefer und finsterer als das tiefste muselmännische Grab sei ein Christen-Kloster! Dort oben unter den Schatten der schlanken, im Winde sich leicht hin und her bewegenden Cypressen, da schlafe es sich heiter und sanft, bei dem Gesange der Vögel und dem lustigen Lachen der türkischen

Kinder; hier aber hinter eines Klosters Mauern, hier lebe selbst das Leben nicht mehr, hier herrsche die Stille des ewigen Todes! So erzählten's die türkischen Soldaten untereinander — und warum hätte es Demir Keran nicht geglaubt? Und wie konnte er erlauben, daß heute, vor seinen Augen, ein Kloster sich eröffne, um ihm das Mädchen zu rauben, das seinem Herrn bestimmt war? Hielt Demir Keran nicht seine gute Büchse in der Hand? Hing nicht sein treuer Yatagan an seiner Seite? Und war sein Name nicht Demir Keran, der das Eisen — und auch die Christen bricht?

Mit einem Satze, als gelte es, ein flüchtiges Reh zu erreichen, durchbrach der Türke die Reihen der Jäger und, das Mädchen mit starker Hand anfassend, rief er:

„Laßt ab von ihr! Bei Allah! Ihr habt kein Recht auf sie, denn meinem Herrn, dem Pascha von Isaktscha, gehört sie!"

„Du lügst, Hund! Dieser ist mein Herr!"

Das Mädchen, das unter dem Schlage des Türken zu Boden gesunken war, schrie die Worte mit weit gellender Stimme, und ehe Demir Keran es ihr wehren konnte, hatte sie sich unter seiner Faust durchgewunden und lag, den Janitscharen herausfordernd über die Schulter mit den Augen messend, an Werners Brust. Mit heftiger Geberde schlang sie ihre beiden Arme um

des Jünglings Hals; bei ihm suchte sie Hilfe, bei ihm, der allein sie zu vertheidigen wußte! Werner fühlte ihren warmen Athem an seiner Wange; er fühlte das Wogen ihres Busens an seiner Brust; er fühlte, wie ihr ganzer Körper an dem seinen zitterte; er fühlte auch, wie ihre Muskeln krampfhaft zuckten, und ihre kleinen Hände sich wie eiserne Klammern um seinen Hals spannten. Vor den Augen des Jünglings loderte es wie rothe heiße Flammen; alles Andere verschwand um ihn her; — und wie er das schöne Mädchen eng geschlossen in seinen Armen hielt, wie er seine Hand schützend um ihre schlanke Hüfte legte, wie er sein Auge in das ihrige senkte, da überflog es ihn wie ein Rausch jubelnder Jugend; es war ihm, als ob ein Frühling in seinem ganzen Wesen sich plötzlich erschlösse; er gedachte weder der ihn überrascht umstehenden Jagdgefährten — noch des armen Ilia, der todtenblaß die Beiden anstaunte — noch des zornentbrannten Türken, der, die Hand auf dem Griffe seines Yatagans, sich auf sie loszustürzen drohte, — noch des alten Abtes, der, den Janitscharen zurückhaltend, sprachlos unter seinen betroffenen Mönchen stand.

„Fürchte Dich nicht, Eurikleia," flüsterte er der kleinen, zitternd sich Anschmiegenden zu; und näher zu ihr zog es seine brennenden Lippen: „ich beschütze Dich, schöne Rose!" Und sein Blick bohrte sich in ihr Auge;

— „sei die Meine, schöne Rose!“ Und auf die bebenden Lippen des Mädchens drückte er seinen Mund.

Eine tiefe Röthe überflog das Antlitz des Mädchens, sie wehrte den Kuß nicht; fast schien es, als erwiderte sie ihn, dann plötzlich lösten sich ihre Arme —

„Nein!“ rief sie aus, indem sie sich aus des Jünglings Umarmung wand, „nein! — meine Schwester bin ich nicht!“

„Eurikleia! Beruhige Dich!“ antwortete Werner, der ihre Worte wohl anders deutete, als sie dieselben gedacht, und er zog sie fester an sich. „Ich habe Muth und Kraft, Dich und mich zu schützen!“

Aber sie riß sich los von ihm, und, das Gesicht mit ihren Händen bedeckend, ließ sie sich zu seinen Füßen fallen.

„Nein! nein!“ wiederholte sie, „ich kann nicht! ich will nicht! Nicht wie meine Schwester!“ — Und in ihrer Stimme zitterte es wie Verzweiflung, als sie leise vor sich hin schluchzte: „Ilia! Warum kannst Du Deine Braut nicht schützen!“

Erschrocken hatte sich Werner zu ihr heruntergebückt, — da legte sich eine Hand auf seinen Arm; er blickte auf; vor ihm stand Ilia. Ein düsteres Feuer brannte in des Bulgaren Auge und in dem trotzigen Tone, mit dem er die Jäger bei ihrer Abfahrt aus

seinem Dorfe überrascht hatte, herrschte er den Jüngling an:

„Meine Braut ist Eurikleia! Was willst Du mit ihr? An mir ist es, sie zu beschützen — und ich werde sie beschützen — gegen Alle — und auch gegen Dich!“

Und mit ungeahnter, kräftiger Entschlossenheit riß er Eurikleia von der Erde und trug sie durch die Reihen der Mönche und der Jäger über die Schwelle des Klosters zu des Pförtners Haus, wo zwei Frauen, die dieser Scene neugierig zugesehen hatten, sich mitleidsvoll und hilfreich um sie beschäftigten.

Mit wenigen raschen Worten wurden dem Abte die Vorfälle der vorigen Nacht und des heutigen Morgens erzählt, während der Afrikaner und einige Andere den rasenden Türken festhielten und zu beruhigen suchten.

Nachdenklich hörte Kyrillos zu, indem er fragend sein Auge von der Gruppe unter des Pförtners Thür zu dem jungen, verwirrt und betroffen dem Mädchen nachblickenden Secretär schweifen ließ. Dann wendete er sich zu Demir Keran und in kurz gebieterischer Weise hieß er ihn von dem Mädchen abstehen; hier in dem Kloster sei es unter des Abtes Obhut; ein Kawasse, der keinen schriftlichen Befehl des Gouverneurs vorzeigen könne, habe hier auf Niemanden ein Recht, und was das Mädchen anbetreffe, so werde er, der Abt, persönlich mit „seinem Freunde“, dem Pascha, die An-

gelegenheit besprechen; bis dahin bleibe Eurikleia im Kloster, und er verbiete ausdrücklich, Kraft seiner Würde und seines Amtes, daß irgendwer ihr Leids anzuthun versuche! „Die Diener," so schloß er, „mögen nicht vergessen, daß sie Diener sind und daß der Abt von Kokosch in zwei Stunden bei dem Pascha von Isaktscha sein kann, und dort als Freund des Hauses empfangen zu werden pflegt!"

„Und nun," fügte er, zu den Jägern sich umwendend, hinzu und der Ernst, der sich auf seinen Zügen gelagert hatten, machte dem verbindlichsten und einladendsten Lächeln Platz; „tretet ein, meine Freunde! das Mahl, das einfache, aber von Herzen gespendete Mahl wartet Euer! Erlabt Euch mit Speise und Trank; nachher sprechen wir von dem morgigen Tage! Möge der Himmel die Füße segnen, die über diese Schwelle treten!"

Und den Jägern rüstigen Schrittes voran eilend, geleitete sie der würdige Mann in die geräumige Halle, wo die Diener und Laienbrüder die irdenen Töpfe mit der bulgarischen Nationalspeise, Reis mit Paprika und einigen magern Hühnerknochen, auf den auf der Erde ausgebreiteten Teppichen bereitgestellt hatten.

Der Secretär hatte, wie in einer Betäubung oder in einer Art von Trunkenheit wandelnd, den Arm seines Freundes, des Ingenieurs, ergriffen und war, ohne

recht zu wissen, was er that, den Anderen gefolgt. Der Berliner neckte ihn, wie es so seine Art war, ob des Glückes, das er bei den Mädchen hätte, und versicherte ihm, daß er sich hüten würde, ihn jemals zum Beschützer seiner künftigen Frau auszuwählen.

Als sie, die Letzten von Allen, in den Saal eintraten, legte sich des Abtes Hand langsam und fast feierlich auf des Secretärs Schulter. Werner schaute verwundert auf, wie aus dem Schlafe erwachend. Der wohlwollende, väterliche Blick des Alten wirkte seltsam beruhigend auf sein, in wirrem Fieber sich bewegendes Gemüth.

„Mein junger Freund!“ sagte Kyrillos mit sanfter Stimme, „das Alter hat in diesem Lande ein Recht, es hat überall eine Bitte offen an die Jugend. Ehe Du abziehst aus diesem Kloster, sei es zur Jagd, sei es zurück über die Donau, so möchte ich Dich sprechen. Dort oben“ — er deutete auf den blumenumrankten Balcon, der, dem Pförtnerhäuschen gegenüber, über den Gesträuchen des Klostergartens hervorragte — „dort oben, hinter jenem Balcon liegt meine Zelle! Darf ich dort Dich dort erwarten?“ — und milde lächelnd fügte er hinzu: „Ich lebe unter Blumen, bis ich unter Blumen schlafe. Liebst Du die Rosen, — die schönsten aus ganz Bulgarien findest Du bei mir,

— aber bedenke wohl, mein junger Freund, nicht zum Pflücken sind meine duftenden Rosen!“

Und freundlich grüßend verließ Kyrillos den Saal.

IV.

Ilia hatte den Frauen geholfen die ohnmächtige Griechin in des alten Sebastianu, des Klosterpförtners, Haus unterzubringen. Es war das erste Mal seit langen Jahren, daß er diese Schwelle wieder betrat. Eine weithin sich verzweigende Feindschaft, wie man sie in jenen Dörfern trifft, deren Ursache entweder nicht mehr zu ergründen ist, oder so kleinlich scheint, daß man sich unwillkürlich nach einer anderen, tieferliegenden und vielleicht nicht ohne Grund verschwiegenen Ursache umzuschauen geneigt ist, trennte die Beiden und ihre Familie. Sebastianus Vater, so hieß es in dem Kloster und in der Umgegend, habe ein Anrecht auf die Güter der Michalovitsch gehabt; derselbe sei während des damaligen Türkenkrieges plötzlich verschwunden — und mit ihm die Papiere, welche den alten Michalovitsch, den Großvater des Ilia, zum Schuldner des Sebastianu machten. Von jener Zeit an hatte sich der Wohlstand der Michalovitsch in demselben Maße gehoben, in welchem die Sebastianus herunterkamen, und während heute der junge Ilia, der Erbe aller jener Güter, mit eigenen Pferden und Wagen seine Felder bestellte und der an-

gesehenste Mann in Longavitza war, hatte Sebastianu, nur um sein Leben zu fristen, mit der alten Kloantza, seiner Frau, als Pförtner in dem Kloster ein Unterkommen gefunden; eine Stelle, die freilich bei der Tüchtigkeit des Alten in allen landwirthschaftlichen Dingen, sowie bei der bis auf's Aeußerste getriebenen Sparsamkeit seiner Frau sehr bald für das kinderlose Hauswesen eine reiche Rente abgeworfen hatte, da der Abt die Kenntnisse und die dienstfertige Gewandtheit des Pförtners in ausgiebigster Art zu verwerthen und auch zu belohnen verstand, und Sebastianu, im eigentlichen Sinne des Wortes, der Verwalter und umsichtige Intendant der ganzen Klosterwirthschaft geworden war. Die Feindschaft Sebastianus gegen Alles, was aus der Familie der Michalovitsch stammte oder mit ihr in Verbindung stand, war darum nicht geringer geworden; auch ging ein bedeutungsvolles Gemurmel durch die Reihe der Mönche, als sie sahen, wie Ilia, von Kloantza und ihrer rumänischen Magd Floriana unterstützt, die Griechin in des Pförtners Haus trug. Diese waren noch nicht unter der Thür verschwunden, als auch schon der alte Sebastianu, unverständliche Worte vor sich her in den Bart brummend, so schnell wie es ihm seine steifen Kniee erlaubten, hinterdrein hinkte und zu den Frauen, welche die Griechin auf den Divan hingelegt hatten und sich lebhaft um sie herum beschäftigten,

in das enge Gemach hereintrat. Ohne Ilia eines Blickes zu würdigen, blieb er neben der, in auffälliger und nicht mißzuverstehender Weise von ihm weit aufgerissenen Thüre stehen und rief in das Zimmer hinein:

„Das ist Frauenarbeit! Für die Männer ist Platz genug im Hofe!“

Jetzt erst wurde Ilia gewahr, zu welchem Schritte er sich in seiner Bestürzung hatte verleiten lassen. Einen Augenblick schwankte er zwischen seinem Haß gegen den Alten und den Gefühlen, die ihn zu der langsam sich wieder belebenden Eurikleia hinzogen; und fast konnte man glauben, daß seine soeben gegen Werner bethätigte Entschlossenheit sich gegen Sebastianu richten, und daß er sich, ohne der Worte des Pförtners zu achten, der Pflege des Mädchens hingeben würde. Finster schaute er zu dem Alten hinüber; ein Zucken flog über seine zusammengepreßten Lippen, als kämpfe er mit sich selber, ob er die bittern Worte, die auf seiner Zunge schwebten, aussprechen oder zurückdrängen sollte. Da stellte sich Floriana, die Arme in die Hüften stemmend, zwischen ihn und die Griechin, und mit der dem Rumänenmädchen eigenen, spöttisch lächelnden Lebhaftigkeit.

„Seit wann,“ sagte sie, „hat Ilia Michalovitsch die Gewohnheit, zugegen zu sein, wenn die Mädchen sich ausziehen und zu Bette legen?“

Ilia antwortete nicht. Es geschah, was schon so oft geschehen: die scheue und nach kurzen Ermannungsversuchen immer wieder in sich zusammensinkende bulgarische Natur blieb stärker als alle gegen diese angeborene Willenslosigkeit ankämpfenden Gefühle. Die Zähne zusammenbeißend, als ergrimme er im Innersten seines Herzens gegen seine eigene Ohnmacht, verließ Ilia, ohne zu dem Alten, der immer noch die Thür weit aufgerissen hielt, aufzublicken, das Haus.

„Ein schöner Freier fürwahr!“ rief ihm lachend die Rumänierin nach, „den Weiber und Greise von dem Lager seiner Braut wegtreiben!“

Sebastianu aber schüttelte den Kopf und erwiderte, dem jungen Bulgaren nachschauend:

„In Ilias Kopf geht Etwas vor! . . . Er zögerte, ob er gehorchen sollte, und hast Du gesehen, wie seine Hand nach seinem Messer fuhr? . . . Die Bulgaren sind feige, sagt man bei Euch, Floriana? . . . Aber wehe, wenn sie aus ihrem Schlafe erwachen! . . . Und da scheint mir Einer an der Grenze des Schlafens angekommen zu sein! . . . Aber was ficht dieser mich an? Der mag thun, was er will!“

Sprach's und warf die Thür schmetternd in das Schloß und schob den schweren Holzriegel vor.

Ilia blieb einen Augenblick, finster vor sich hinsinnend und unschlüssig, ob er den Jägern in die

Speisehalle folgen solle, vor dem ungastlichen Hause stehen; dann plötzlich wandte er sich um, ging festen Schrittes zu der kleinen Thür, die sich in der hinteren Mauer am Fuße des Gebirges eröffnete, und verschwand in den dunkelen Laubgängen der weithin sich ausdehnenden Fruchtgärten des Klosters.

V.

Auf der geräumigen Holzveranda, die sich vor seinem Gemache hinzog, erwartete Kyrillos seinen Gast. Den Gedanken, die ihn seit dem Auftritte dieses Morgens beschäftigten, nachgehend, ließ er seinen Blick über den in den Strahlen der warmen Mittagssonne sich badenden Klostergarten schweifen. Ueber den schon gelblich und durchsichtig schimmernden kleineren Blumen und Sträuchern reckten in ihrer bäuerischen Art die großen Sonnenblumen und einige verwilderte Dahlien ihre Köpfe auf; unten, in den vernachlässigten Beeten, zwischen halbverdorrtem, hohem Gras und unordentlich durcheinander wuchernden Unkraut, guckten die dürftigen Astern hervor; in ihrem verschossenen Farbenkleide sahen sie wie Blumenwittwen aus, die für den hingeschiedenen Sommer Trauer angelegt hatten, und fast schien es, als wollte die gütige, Alles vergleichende Natur, bevor sie dem drohenden Wintertode zum Opfer fielen, noch freundlich tröstend ihre wärmsten und hellsten Strahlen

auf diese letzten Ueberbleibenden aus dem farbenreichen Sonnenglanze ergießen, so lustig spielte der goldene Sonnenstaub auf Blatt und Blättchen, so fröhlich tanzten die Fliegen und Schmetterlinge ihren luftigen Reigen in dem hellen Flimmern des Tageslichtes, so emsig und geschäftig summten die Bienen um die sich ihnen eröffnenden letzten Blumenkelche! Ein schönerer Garten aber erschloß sich oben, auf dem Balcon des Abtes, wo, durch die Bretterwände vor dem Nordwind geschützt, in traulich warmen Eckchen, Kyrillos seine Lieblingspflanzen, in Töpfen oder in langen, von den Mönchen eigens dazu geschnitzen Holzbehältern aufgestellt hatte; während der heißen Sommermonate schützte sie das weitvorstehende Dach gegen die sengende Mittagshitze, und ließ der Abt es sich nicht nehmen, seine holden Pflegekinder, wie er die Blumen nannte, mit eigener Hand Morgens und Abends zu begießen; im Spätherbste aber und bis zu den ersten Wintertagen, wenn der Schnee die Gipfel der Berge zu bedecken anfing, athmeten die Pflanzen da oben eine laue, sonnendurchtränkte, wohlthätige Luft, und erst wenn der Winterfrost ernstlich drohte, wurden sie von ihrem luftigen Balcone in eines der Zimmer getragen, welche Kyrillos in diesem Flügel der Klostergebäude zu seiner Wohnung eingerichtet hatte und wo er seine einzigen Schätze, alte Kirchenbücher, kostbare, in Pergament ge-

bundene und mit alterthümlichen Schlössern versehene Folianten, aufbewahrte. Rosen, breitblättriger Epheu, rothe und weiße Geranien, auch duftende Blumenzwiebeln, vermischt mit größeren, an den Wänden und in den Ecken grüne Nischen und Lauben bildenden Bäumchen, standen auf den künstlerisch geschnitzten und kunstvoll vertheilten Consolen und Postamenten, oder hingen in leichten, mit frischem Moos angefüllten Holz- und Thongefäßen von der Decke. Hier inmitten seiner Blumen, des einzigen Luxus, den er sich in seinem stillen und einfachen Klosterleben erlaubte, pflegte Kyrillos, wenn er von dem langen Lesen müde war, oder wenn er seine Gedanken sammeln wollte, sich hinzusetzen, und bis tief in die Nacht hinein konnten ihn die Mönche bei ihren regelmäßigen Rundgängen dort oben unter seinen Lieblingsblumen erblicken. Sie sahen mit Ehrfurcht zu dem sonderbaren, so ernsten und doch so freundlichen Abte auf; sie liebten ihn wie einen Vater und fürchteten ihn wie einen Heiligen, der dem Himmel schon um einige Stufen näher stehen mochte, als sie. Die Türken ehrten in ihm den klugen, friedfertigen, immer beschwichtigend und versöhnend auftretenden Mann, der oft schon durch seinen verständigen Rath der Verwaltung große Schwierigkeiten erspart hatte. Die Bauern in den Dörfern rings umher wußten, daß sie bei Kyrillos nie vergeblich anklopften, und daß er

ihnen, wo er konnte, mit Rath und That beizustehen, gern bereit war; und oft schon hatte er, durch sein Dazwischentreten und seine wohlwollende und immer gerechte Vermittelung, den Frieden unter verfeindeten Familien wieder hergestellt, oder mit einem rechtzeitig gespendeten kleinen Darlehne einen durch die Steuern und Lasten erdrückten Bulgaren von dem Untergange gerettet.

Eine schwierige Aufgabe hatte sich ihm heute gestellt und leichten Herzens fürwahr trat er nicht an deren Lösung. Mit raschem Blicke hatte er an der Klosterpforte die Gefahr, die sowohl der Griechin als dem Bulgaren und dem fremden Secretär drohte, überschaut. Er kannte die türkischen Soldaten und wußte, was der Befehl eines Paschas, besonders noch in diesen Verhältnissen, einem Bulgaren und einem griechischen armen Mädchen gegenüber, für einen Kawassen war. Auf eine kurze Zeit hatte er wohl den Demir Keran von seinem Vorhaben abgebracht, aber klar war es ihm, daß hier, weniger als irgendwo sonst, das Aufgeschoben einem Aufgehoben gleichkommen würde. Andererseits aber sollte es ihm auch gelingen, die Griechin vor dem Türken sicher zu stellen, wie konnte er sie vor der Gefahr, die ihr von Seiten Werners und von ihrer Neigung zu dem jungen Fremden drohte, schützen? wie sie vor einem Schritte bewahren, der sie auf ewig

in's Verderben stürzen würde? wie sie zurückführen zu Ilia Michalovitsch? Ein fast väterliches Interesse für die schöne, junge Griechin hatte sich des Abtes bemächtigt; sie hatte sich, als sie zu seinen Füßen lag, mit so inbrünstigen, und in ihrer Einfachheit so rührenden Worten seiner Huld und Fürsorge anvertraut; in so strahlender, blitzähnlicher Gluth hatte ihr Auge zu ihm hinaufgeblickt, da er sie als seine Glaubens- und Landesgenossin willkommen hieß, — daß er sich gelobt hatte, die Arme, koste es was es wolle, von dem Abgrunde, zu dessen Rande sie gedrängt war, zu erretten; — und daß Vieles, daß Alles von dem jungen Fremden abhing, das konnte seinem erfahrenen Kennerblick nicht entgehen.

Kyrillos dachte noch darüber nach, wie er die Sache mit Werner besprechen solle, als dieser, geführt von einem jüngeren Mönche, zu ihm hereintrat. Kyrillos empfing ihn mitten unter seinen Blumen und ließ ihm durch Bruder Gregorios eine Pfeife mit Tabak, so wie einem Teller mit Doldschas und das diesen nothwendig begleitende Glas Wasser reichen; dann, als der Mönch sich entfernt hatte, hob er an:

„Verzeihe, daß ich Dich zu mir beschied, nachdem wir uns kaum gesehen! Zu dem Werke, das ich unternehme, brauche ich einen Freund, einen Verbündeten,

und in Dir glaube ich ihn gefunden zu haben; — willst Du mir vertrauen?"

„Ehrwürdiger Vater," antwortete Werner, der wohl geahnt hatte, daß der Abt ihm von Eurikleia sprechen würde, der aber bei diesen Worten nicht mehr verstand, was Kyrillos eigentlich von ihm wolle; „wie solltest Du nicht mein Vertrauen besitzen? . . . aber worin kann ich . .?"

„Ich habe gesehen, daß die kleine Griechin auch auf Deinen Schutz zählt, auch Deine Hilfe anruft gegen den Kawassen, der sie verfolgt. Ich habe gehört, daß Du ihr Deine Hilfe zugesagt, und wahrlich, Jüngling, einem edlen, guten und reinen Mädchen schickst Du Dich an die rettende Bruderhand zu reichen! Doch Demir Keran, bedenke es, ist entschlossen, Alles zu wagen . . . Nun sage mir, wie gedenkst Du zu handeln, um ihr und ihrem Bräutigam zu helfen?"

Auf diese Wendung des Gesprächs war Werner nicht gefaßt. Wie ein Vorwurf, der bis in das Tiefste seines Herzens drang, trafen ihn des Abtes Worte, und erröthend stammelte er, er habe freilich noch nicht darüber nachgedacht, auf welche Weise dem Mädchen zu helfen sei.

„Dem Mädchen, . . . und auch ihrem Bräutigam," erwiderte der Abt in demselben zutraulichen Tone. „Denn sollte der Griechin ein Unfall zustoßen, so wäre

es auch um Ilia Michalovitsch geschehen!“ Und er erzählte dem Jüngling, wie in den bulgarischen Dörfern die Heirathen in patriarchalisch einfacher Weise geschlossen würden, wie Ilia und Eurikleia sich als Kinder schon gekannt und geliebt, wie sie zusammen aufgewachsen, wie seit ihrer frühesten Jugend alle ihre Zukunftspläne gemeinsam gewesen, wie sie sich, in diesem vom Feinde verwalteten Lande, von ihren ersten Jahren an daran gewöhnt, der Freude wie dem Leide der Zukunft vereint entgegen zu sehen. Und da Kyrillos bemerkte, welchen Eindruck die Schilderung dieses idyllischen Glückes auf des Jünglings Gemüth machte, so führte er das Bild, mit wohlbedachter Steigerung, bis in die kleinsten und rührendsten Details aus.

„Ich glaube Dir gern, ehrwürdiger Vater,“ sagte Werner, als der Abt eine Pause machte, „aber mir schien es doch heute Morgen und gestern schon, als ob Eurikleias Gefühle für Ilia nicht so tief wurzelten, denn sie warf ihm ja offen und mit Ungestüm seine Feigheit vor, und da er sie zu beschützen nicht den Muth hatte, so wandte sie sich ab von ihm . .“

„Und wandte sich zu Dir?“ erwiderte lächelnd Kyrillos; „ja wohl, ich kenne dies! Und so sind die Mädchen! Aber Derjenige würde sich gewaltig irren, der aus diesem Auflodern eines flüchtigen Zornes den Schluß ziehen wollte, daß die Liebe entwichen sei!

und wehe Dem, sagt ein Sprüchwort aus dem Abendlande, wehe Dem, Der sich zwischen Baum und Rinde zu zwängen versucht! Am Tage, wo Ilia mit uns dem Türken die Stirne bieten wird, wird auch Eurikleia in Ilia ihren wahren und einzigen Freund wieder erblicken!"

„Nun," antwortete Werner mit einem gezwungenen Lächeln, „der Tag, wo der arme Bulgare gegen den Türken Front macht, scheint mir noch nicht nahe zu sein!"

„Täusche Dich nicht, mein Sohn! Ilia ist ein Bulgare, und dieses Volk kennst Du noch nicht! Sie ertragen länger als die Europäer die Ungerechtigkeiten und Mißhandlungeu, aber plötzlich erwacht in ihnen das zurückgedrängte Feuer! — und, vergiß nicht, was ich Dir sage: Nichts kommt der Tapferkeit eines Zaghaften gleich, der seine Zaghaftigkeit aufzugeben gezwungen wird! Ilia Michalovitsch ist einer der Besten unter seinen Landsleuten; er beugt den Nacken unter dem Joch, aber wehe! wenn er das Joch abschüttelt! Zu dem Aeußersten sind in der Befreiungsstunde die Schwachen bereit! . . . Freunde brauchen sie aber auch alsdann, die ihnen Trost und Rath und treue Hilfe versprechen! . . Und diese Freunde, mein Sohn, wollen wir dem armen Ilia sein!"

Und Kyrillos reichte dem Jüngling die Hand,

wie zum feierlichen Gelöbniß. Einen Augenblick zögerte Werner, einzuschlagen. Er fühlte sich erschüttert durch des Abtes Worte. Er hatte sich seit diesem Morgen hineingeträumt in einen romantischen Liebestraum, und ohne daß er sich Rechenschaft ablegte von seinem Dichten und Trachten, hatte er sich einen noch romantischeren Plan zurechtgelegt, von Entführung und von berauschendem Liebesglück mit dieser holden, muthigen, bezaubernden Griechin! Und jetzt war es ihm, als gewänne allmälig unter des Abtes wohlwollenden Worten ein anderes Gefühl die Oberhand in seinem Herzen, ein Gefühl des Vorwurfs und der Reue, ein Gefühl der Beschämung vor sich selber. Er gedachte des Versprechens, das er dem guten Bulgaren gegeben, ihn und seine Braut zu schützen . . . und er erröthete, als er sah, wie nahe er daran gewesen, sein Wort zu brechen und an dem armen Ilia zum Verräther zu werden.

„Zähle auf mich!“ rief er aus, indem er seine Hand in die Rechte des Abtes legte. „Was willst Du thun? Ich stehe Dir bei!“

Kyrillos erhob sich. Sein Auge blieb mit einem Ausdruck tiefer Freude auf dem Jüngling ruhen:

„Ich hatte mich nicht getäuscht in Dir, mein Sohn!“ sagte er mit gedämpfter, vor innerer Bewegung zitternder Stimme, „Dein Herz ist edel und gut!

Bewahre es so, und das Glück wird Dich begleiten in Deinem Leben!"

Und nochmals drückte er des Jünglings Hand.

„Laß mich darüber nachdenken, wie wir Beide zu handeln haben," fügte er hinzu; „so lange Eurikleia in dem Kloster weilt, wird ihr kein Leids geschehen! Den Kawassen nehmt Ihr mit an die Donau, — und während er Euch begleitet, habe ich Zeit, mich mit dem Pascha zu verständigen."

Die letzten Strahlen der hinter den hohen Bergen verschwindenden Sonne spielten mit goldenem Leuchten zwischen den Blumen der Veranda.

„Du hast meinen Garten noch nicht bewundert, mein Sohn," sagte Kyrillos, und von Blume zu Blume führte er mit freundlichen Worten den Jüngling. Eine einzige Rose blühte dort in der Ecke, aber in wie seltener Schönheit! Eine Moosrose, halb Knospe noch, halb Blume schon; duftend von feinem, durchdringendem Wohlgeruch, wandte sie dem warmen Lichte ihre weiße, mit röthlichen Adern durchwirkte Blätterkrone zu. Ein Lächeln zog über des Abtes Antlitz; zwei Bienen summten geschäftig um die Blume, und es schien, als ob sie sich stritten, welcher von ihnen es vergönnt sein würde, am ersten von dem süßen, frischen Honig der jungen Rose zu kosten; eine dicke schwarze, mit schillerndem Sammetpelze überzogene Hummel flog mit

tiefem Summen um die Blume, als trachte sie, lüstern, wie ihre beiden feineren und gewandteren Vettern, nach dem seltenen Genuß. Denselben Gedanken mochte wohl dieser Anblick in Kyrillos' und Werners Seele erwecken.

„Mit der Hummel werden wir schon fertig werden," sagte, dem Abte die Hand reichend, der Jüngling.

„Und um meine schöne Rose werden sich die Bienen nicht mehr streiten!" setzte lächelnd Kyrillos hinzu, und mit segnendem Gruße nahm er Abschied von dem Jüngling.

Als Werner vor dem Hause des Pförtners vorbeiging, glaubte er wahrzunehmen, wie eine Frauengestalt sich plötzlich vom Fenster erhob und sich in die tiefe Dunkelheit des hinteren Zimmers zurückzog. War es nicht Eurikleias Gestalt? und warum, wenn sie es war, schien die kleine Griechin sich vor Werner zu verstecken? — Unruhigen Sinnes kehrte der Jüngling zu seinen Jagdgefährten zurück, — und fast bereute er, das Versprechen, das ihm der Abt mit seinem wohlwollenden, väterlichen Zureden abgelockt, so leichthin und in einer Wallung von, wie er jetzt sich sagte, jugendlich unüberlegter Schwachherzigkeit abgegeben zu haben.

VI.

Der Abend hatte sich auf das Kloster niedergesenkt. Stiller und stiller war es in den weiten Höfen und Gängen geworden. Nur noch durch den dumpfen Lärm der in ihrem Speise- und Nachtquartier zechenden Jäger wurde die Ruhe der Bergeseinsamkeit unterbrochen. In des Pförtners Hause brannte noch Licht, und durch das kleine Fenster konnte man das geschäftige Treiben der Frauen beobachten, welche die Mundvorräthe für den morgigen Tag zubereiteten, den Reis in großen Holztrögen wuschen, die Hühner rupften, die noch warmen und dampfenden Brote, welche Sebastianu in großer Anzahl zu backen befohlen hatte, schichtenweise übereinanderspeicherten, und den leichten weißen Klosterwein in Steinkrüge und massive, rundbäuchige Flaschen füllten. Die alte Kloantza mit ihrem gedrückten, bulgarischen Wesen, ihrem gebückten Gange, ihrem runzligen Gesichte, ihren rothgeränderten Triefaugen, bewegte sich, langsam schleichend, wie eine aus den Donausagen herausgetretene Hexe, in dem engen Raume; sie murmelte, wie es alte Frauen zu thun pflegen, unverständliche Worte vor sich hin; das unstät flackernde Licht warf ihren Schatten in unheimlich tanzenden Gestaltungen an den weißen Wänden des Zimmers hin und her. In mürrischem Tone herrschte

sie zuweilen Floriana, die Rumänierin, die nicht mehr junge, aber noch nicht abgewelkte und die Spuren ihrer früheren Schönheit noch munter zur Schau tragende Klostermagd an. Eurikleia, die sich rasch erholt hatte, half den beiden Frauen. Ganz anderswo aber weilten ihre Gedanken. In ihrem Herzen schwirrte es wild durcheinander. Es war ihr, als lebe sie seit gestern in einem schweren Traume. Das tapfere Mädchen, das mit einer aller Gefahr trotzenden Unerschrockenheit die Peitsche gegen den Kawassen geschwungen hatte, erkannte sich selbst nicht mehr, seitdem sie auf ihren Lippen den Kuß des schönen, jungen Franken gefühlt, seitdem sie diesen Kuß erwidert! Sie mußte die Augen schließen, jedesmal wenn sie daran zurückdachte, sie mußte sie schließen vor Scham, und auch vor einer heimlichen Angst, die sie überkam, als fürchtete sie sich, sie, die die Furcht noch nie gekannt, vor einer unheimlich drohenden Gefahr.

Eine leidenschaftliche Wallung ihres ganzen Wesens hatte sie zu Werner hingerissen, als sie plötzlich in diesem Unbekannten einen Helfer, einen Beschützer traf, wie sie ihn so lange erwartet hatte, einen Mann, der, ohne sich lange zu besinnen, muthig der Gefahr die Stirne bot und mit ritterlichem Sinne des ihm gestern noch fremden Mädchens Sache zu der seinen machte. Dies hatte sie von Ilia erhofft, als sie ihm ihre Hand

versprach. Unter einer Bedingung hatte sie gelobt, die Seinige zu werden, und diese Bedingung war Ilia in seinem ersten, unbedachten Liebesglück eingegangen: aus diesem Lande sollte er sie herausführen, in ein anderes, wo keine Türken wären. Er war ja bereit, dies Alles, und noch vieles Andere, und Alles was sie von ihm verlangt hätte, zu geloben! Der gute Ilia! Und er ahnte nicht, in seiner blinden Liebessicherheit, welche Gedanken in des Mädchens Geist aufstiegen, als er ihr später mit bangem Zaudern eröffnete, dies Land könne er nicht verlassen, hier lägen seine Besitzthümer, hier müsse er verbleiben, wie seine Väter und Ahnen. Umsonst hatte Eurikleia es versucht, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Jedes Mal, wenn sie mit ihm davon anfing, ließ Ilia sein Haupt auf die Brust sinken, und mit kleinlauter Stimme antwortete er, das Unmögliche könne man nicht möglich machen, und in das Unvermeidliche müsse sich Eurikleia schicken, wie er sich selbst darein schickte! Noch in der letzten Nacht, als Beide in Popovitschs Hause von den Drohungen des Paschas sprachen, war Eurikleia mit leidenschaftlicher Aufregung in ihn gedrungen, er solle sich jetzt ermannen und mit ihr fliehen! Und als er ihr wieder antwortete, wie er bis dahin geantwortet, da war sie aufgebraust in wildem Zorne: Wer seine Braut vor den türkischen Kawassen nicht zu schützen wisse, der sei ihrer nicht

werth, hatte sie ihm zugerufen. Ein Mann sei ein Feigling, der, um seine Geliebte vor solchen Gefahren sicher zu stellen, nicht Alles zu verlassen, Alles zu unternehmen, Alles zu wagen bereit sei! — Und da geschah es, daß Werner plötzlich vor sie hintrat und ihr und Ilia zurief: Auf seine Hilfe könnten sie zählen, und er würde ihnen zur Seite stehen! — Sie hatte ihm die Hand gereicht, — und noch fühlte sie den Druck der seinigen, — und noch fühlte sie seinen Kuß! — So sollte er sein, so denken, so handeln, der Mann, dem Eurikleia ihr Herz auf ewig zu schenken bereit war! — Und dennoch! — wie sie Ilia plötzlich an sich herantreten sah, wie er den Fremden in seltsam zorniger Aufwallung bei Seite geschoben, wie er seine Braut mit dem Ausruf an sich gerissen: Er würde sie beschützen! Und seine Braut sei Eurikleia! — da hatte es wie ein Blitz durch ihre Adern gezuckt! Da war es ihr gewesen, als ob eine innere vorwurfsvolle Stimme ihr zuriefe: Du hast Ilia verkannt! Du hast schlecht an ihm gehandelt! Für einen Fremden, Unbekannten, der Dich morgen vielleicht verlassen und verrathen wird, willst Du Deinen Bräutigam, Deinen Jugendfreund verlassen und verrathen!

So wogten ihre Gedanken hin und her, als sie an diesem Abend mit Kloantza und Floriana in Sebastianus Hause sich beschäftigte. Schweigend hörte sie

dem losen Plaudern der Rumänierin und den Volksliedern, die sie lachenden Mundes in die Nacht hinaus sang, zu und ließ, ohne sie zu beachten oder ohne sie zu hören, die Anspielungen, welche dieselbe auf ihre Ankunft im Kloster, auf ihre Beziehungen zu dem jungen Fremden, auf die Verfolgungen des Gendarmen machte, über sich ergehen.

Es war spät geworden; knarrend drehte sich die Thür in ihren Angeln, und Sebastianu trat herein.

„Wird hier noch gesungen?“ rief er mit mürrisch herrschendem Tone der Walachin zu, indem er hinter sich den schweren Holzriegel vorschob; „und schon hat die Abendtoka geschlagen! Mit Deinem dummen Singen, Floriana, ziehst Du Dir die Freier an Dein Fenster! Da draußen, auf den Steinen, sitzt der blöde Bulgarenbräutigam! ja, ja! ein schöner Geselle! Dem Mädchen wünsche ich Glück auf den Weg, das sich von diesem Ilia nach Hause führen läßt! ... Er brütet nach, über den Muth, der ihm fehlt! ... Hunde, diese Michalovitsch! In dem Blute liegt ihnen die Feigheit! ... Mein Vater könnte etwas davon erzählen, hätten sie ihn nicht todt geschlagen ... meuchlings! ... hinter einer Hecke verborgen! ... Da haben diese Leute schon Muth! .. Nun!“ brauste er auf, indem er sich zu der alten Kloantza hinwandte, „was thut Ihr noch hier? Reiche mir noch

einen Schluck Arak, und dann zu Bette! morgen vor Sonnenaufgang heißt es auf den Beinen sein!"

Und indem er langsam das Glas Arak hinuntertrank, erzählte er, wie er jetzt Alles für die morgige Treibjagd bereitet habe; die Bauern seien angewiesen, in weitem Halbkreise das Wild gegen die ersten Höhenzüge, hinter dem Kloster, zuzuführen; jedem Jäger habe er seinen Platz ausgewählt.

„Wo steht der schöne, junge Freund der Griechin?" fragte neugierig und schelmisch Floriana.

„Willst Du Dir diesen auch noch heranziehen, Floriana?" erwiderte der Alte, indem er ihr in bäuerisch liebkosender Weise in die Wange kniff; „der steht an der Ecke, hier oben, auf dem großen Fels, am äußersten linken Ende der Jägerkette! . . . Willst Du ihn sprechen, Schalk, so triffst Du ihn dort, — wenn die kleine Griechin hier, die mich so scharf anblickt, Dir nicht die Augen auskratzt!"

Und sein Arm erhob sich, um sich täppisch um Eurikleias Hüfte zu legen. Aber mit raschem Schlage wehrte es ihm die Griechin, und unter Lachen und Plaudern verschwand er mit Kloantza in dem hinteren Gemach, während Floriana ihr Lager auf dem niedrigen Speicher aufsuchte, und Eurikleia sich auf den an der Erde für sie ausgebreiteten Decken zur Ruhe legte. Nach einer kurzen Viertelstunde war Alles finster in Se-

bastianus Hause; nur das laute Schnarchen der Alten dröhnte durch die Stille der Nacht.

Da stand Eurikleia leise von ihrem Lager auf. Behutsam schob sie den Holzriegel von der Thür und trat in's Freie.

Von den Steinen, die neben des Pförtners Hause lagen, erhob sich eine dunkle Gestalt.

„Ilia!" flüsterte Eurikleia.

„Ich wartete auf Dich," antwortete der Bulgare, und seltsam kräftig klang seine Stimme durch die Nacht.

„Armer Ilia! ... Ich suchte Dich! ... Ich muß Dich sprechen! ... Was thust Du aber hier, mit einer Flinte in dem Arm?"

„Bin ich nicht Dein Bräutigam, Eurikleia? Ich bleibe hier, um diese Schwelle zu beschützen!"

„Ich that Dir Unrecht, Ilia! Du hast Muth und Kraft; — willst Du mir verzeihen?"

Mit raschem und kräftigem Arm zog Ilia seine Braut an sein Herz.

„Ich bin bereit," sagte er in demselben entschlossenen Tone, „willst Du mit mir fliehen?"

Mit einem halbunterdrückten Freudenschrei sprang Eurikleia auf:

„Gleich! . . . fort!"

„Nein!" erwiderte Ilia langsam und jedes Wort betonend; „nicht gleich! aber morgen!" — Und seine

Hand schlug an die Doppelbüchse, die in seinem Arme lehnte. „Ich will jagen, wie die Andern! . . . Mein Freund Stefanu, der dort hinter dem Kloster wohnt, hat mir seine Flinte geliehen! . . . ich muß ja ein Wild erlegen, Eurikleia! . . . damit wir dort in den ersten Tagen unser Leben fristen können, drüben, in der großen Donaustadt! . . . denn als armer Mannn zieht Ilia fort mit Dir!"

Er unterbrach sich, und, die Griechin zu der Thür zurückführend, sagte er:

„Wir haben keine Zeit, Eurikleia! . . . Morgen, nach der Jagd, ziehen wir weg!"

„Aber der Türke?" . . .

Ilia antwortete nicht.

„Aber Demir Keran?" fragte Eurikleia nochmals.

Einen Augenblick schwieg Ilia; dann drückte er ihr die Hand zum Abschied und sagte mit leiser Stimme:

„Laß mich sorgen! . . . Demir Keran wird es erlauben! . . . Morgen verlassen wir das Land! . . . Schlaf wohl!"

Er blieb wie unentschlossen auf der letzten Stufe stehen. Seine Hand spielte um die Flinte. Er schaute seiner Braut fest in's Auge.

„Eurikleia," sagte er, „träume von keinem Andern, als von dem, der Dich morgen als seine Frau entführt!"

Er unterbrach sich wieder. Seine Hand zuckte auf der Büchse; und langsam fügte er, sich von Eurikleia abwendend, hinzu:

„Eine Doppelflinte ist es, die mir Bruder Stefanu geliehen!“

Dann drückte er die Griechin in das Haus, horchte noch bis der Riegel vorgeschoben wurde, und setzte sich wieder, die Flinte zwischen den Knien, auf den Steinhaufen.

VII.

Bis tief in die Nacht hinein dauerte das fröhliche Zechen der Jagdgesellschaft. Wie es nicht anders zu erwarten war, hatten die lustigen Gesellen den verliebten Secretär und seine verliebte Griechin zu dem Zielpunkte ihrer Witze und ihres Humors gemacht: es wurde auf Werner und auf Eurikleia toastirt; Ilia und der Türke, die zum Glücke an dem Gelage nicht Theil nahmen, wurden verlacht und verwünscht; der Ingenieur, dem der bulgarische Wein über alle Maßen schmeckte, trank auf Jungdeutschlands Sabinerzüge nach dem Orient, auf die Verjüngung der Welt durch Racenkreuzung, auf die Uebertragung in's gewöhnliche Leben der physikalischen Lehre von der Anziehungskraft, die der blonde nordische Magnet auf das schwarze südliche Eisen ausübt, und anderen Unsinn; der Afrikaner kniff verständniß-

voll die Augen zusammen und erklärte, er warte das Ende ab, der Bulgare sei freilich kein ernster Gegner, der Türke aber habe sein letztes Wort noch nicht gesprochen, und wer zuletzt lache, der lache am besten! Die Anderen begrüßten mit lautem Jauchzen und Singen jeden neuen, auch noch so albernen Witz; und sie kamen nach und nach in die Stimmung, in welcher man gerade den thörichtsten Albernheiten und den sinnlosesten Scherzen den überzeugtesten und gesinnungstüchtigsten Jubel entgegenträgt. Werner ließ sich Alles mit fröhlichem Gleichmuthe gefallen. Er trank und plauderte und lachte mit; er stieß mit jugendlich übersprudelnder Ausgelassenheit auf die anzüglichsten und gewagtesten Trinksprüche an, als lege er überhaupt dem ganzen Abenteuer keine weitere Bedeutung bei und nehme es lachend mit in Kauf, wie die nothwendige Zugabe seines Liebesromanes. Inwendig sah es freilich anders bei ihm aus; aber er hütete sich wohl, es seinen Gefährten zu zeigen, um so mehr als er, nach seiner Unterredung mit Kyrillos, sein Liebesabenteuer, freilich in recht ehrlicher und in ganz edler Weise, nicht aber der in seinem Herzen immer wieder auf's Neue erwachenden Leidenschaft gemäß, im Sande verlaufen sah. Es überflog ihn zuweilen mitten in dem fröhlichen Gelage eine Reue, daß er sich dem Abte gegenüber so leichthin habe verpflichten können. Und hätte er Zeit und Muße gehabt, die

tief innersten, geheimen Regungen seines Herzens zu beobachten, so hätte er wohl die Entdeckung gemacht, daß sich dort noch etwas regte, was mit seinem, dem Abte gelobten Versprechen nichts gemein hatte, eine ganz leise, vor sich selber sich verbergende und verleugnende, an das ungewisse Vielleicht, an das mögliche Dazwischentreten eines unberechenbaren Wunders sich klammernde Hoffnung, daß das Ende des Abenteuers doch ein anderes sein könnte! . . . Aber so tief in sein Herz vermochte Werner nicht hinunterzusteigen und er versuchte es auch nicht; bei dem Trinken und Scherzen seiner Jagdgesellen betäubte er sich und seine Gefühle und seine unausgesprochenen Hoffnungen; und erst, als das Lärmen verstummt, die Gesellschaft sich an den vier Wänden hin in langer Reihenfolge und jeder mit den Füßen an des Anderen Kopfe auf die Divans hingestreckt hatte, erst dann fingen die tief im Innern versteckten Gedanken Werners an, sich verstohlen wieder herauf bis zu seinem Gehirn zu wagen, und in dem zum unruhigen Schlaf langsam eindämmernden Geiste des Jünglings ihre leise Liebes- und Sehnsuchtssymphonie, vom Pianissimo des ersten Schlummers bis zu dem rasend an die Schläfe gehämmerten Schlußaccord eines fieberhaften Traumfortissimos anzustimmen. Alles, was er den Tag über erlebt, gedacht, gefühlt, gehofft und gesucht hatte, erstand vor seiner Nachtseele wieder, in jener seltsam prägnanten

Form aber, und in jener phantastisch grellen Farbenbeleuchtung, welche der Traum allen Dingen zu verleihen pflegt. Eurikleia stand wieder vor ihm, wie er sie heute Morgen gesehen, — schön, wie die ideale Schönheit selbst, eine griechische Nike, oder auch eine altgermanische Walküre, die nach tapfer geschlagener Schlacht herunter zur Erde schwebt und ihren liebenden Helden aufsucht! Trotzig und kampfesbereit gegen die Anderen, war sie sanft anschmiegend zu ihm, liebebringend, liebeverheißend! Eine wilde Gluth loderte durch Werners Adern. Um dies Weib zu besitzen — und wäre es nur auf einen Tag, nur für eine Stunde — gäbe er die Hälfte seines Lebens! Und in seinen immer phantastischer sich verschlingenden Traumbildungen sah er, wie seine Gefährten zur Jagd auszogen, in den Wäldern verschwanden, und wie er, heimlich sich von ihnen entfernend, zu dem Kloster flog, wo ihn Eurikleia in der Einsamkeit des verlassenen Pförtnerhäuschens, erwartete; einer antiken Statue ähnlich, die griechische Tunica in engliegenden Falten über ihren stolzen Busen geheftet und zu den Knien herunterwallend, ein goldenes Stirnband in den Haaren, stand sie da; — und es däuchte ihn, er habe, wie Faust, die altgriechische Helena heraufbeschworen, das Ideal der Schönheit, das Ideal der weiblichen Liebe, — und mit ausgebreiteten Armen stürzt er auf sie hin — da wirft sich zwischen ihn und

seine Liebe, den blanken Degen in der Hand, Ilia, der Bulgare. — „Was willst Du hier?“ ruft ihm Werner zu, und siehe! in seiner Rechten trägt auch er ein Schwert, und Funken sprühen von den gekreuzten Waffen — und wie Valentin vor Gretchens Hause, sinkt Ilia blutend zur Erde — und neben dem Sieger steht, unter Mephistos Maske, der Ingenieur, der ihm ironisch lachend zuruft: „Für einen Waidmann in spe, der zum ersten Mal im Bulgarenlande pirscht, ist dies ja ein ganz fataler Ausgang!“ Und von Mephistos Lachen erwacht Faust; — das blendende Licht einer Laterne brennt ihm in die Augen; — ringsum schreien, rufen, plaudern, lachen die schon zum Auszuge sich rüstenden Jäger; — neben Werner steht der Ingenieur, nicht mehr als grinsender Höllengeist, sondern im einfachsten Nachtgewande, die Haare unordentlich im Gesicht herumhängend, die Laterne dicht unter des jäh emporgeschreckten, noch halbträumeud wild um sich blickenden Jünglings Nase haltend.

„Greifst Du nach dem Donner?“ rief ihm der Ingenieur mit pathetischer Ironie zu, als er ihn, mit den Armen in der Luft herumschlagend, von seinem Lager aufspringen sah; und hätte nicht an Werners Ohr das helle Gelächter der Jäger geschlagen, hätte ihm nicht durch die geöffnete Thür der scharfe Morgenwind empfindlich erfrischend in’s Gesicht geblasen, dieses

zufällig in seine faustischen Träumereien hereingeschleuderte faustische Citat hätte ihn wohl noch tiefer in seine wilden Nachtphantasien verwirrt.

„Hurtig! hurtig!“ rief unter der Thür der alte Sebastianu; „in einer halben Stunde geht die Sonne auf, und muß Jeder an Ort und Stelle sein.“

Im Nu waren die Jäger fertig, und fort ging es den Berg hinauf. Demir Keran allein war im Kloster zurückgeblieben; der Afrikaner, der von seinen Gefährten nach der Ursache dieser sie befremdenden Handlungsweise befragt wurde, antwortete kurz: „Was wollt Ihr denn diesen Kawassen zur Hasen- und Fuchsjagd schleppen? wo er gewöhnt ist gegen viel edleres Wild zur Jagd zu ziehen?“ — Ilia hingegen hatte sich der Gesellschaft angeschlossen, obwohl der alte Sebastianu mit verächtlicher Entschiedenheit sich geweigert hatte, dem Bulgaren einen Platz in der Kette der Jäger anzuweisen.

„Ich kenne den Wald noch besser als er,“ sagte Ilia trotzig und kurz, nachdem einer der Jäger nochmals von dem Pförtner dieselbe rundweg abschlagende Antwort erhalten hatte; — „und ich gehe meiner Wege!“ setzte er hinzu, indem er auf halber Höhe des Berges links ab einen Seitenpfad einschlug und im Walde verschwand.

„Stelle Dich nicht mit den Hasen in die Schuß-

linie!“ rief ihm höhnisch Sebastianu nach; und ebenso höhnisch rief es von dem Walde zurück:

„Spare Deinen Rath für Andere!“

Die Jäger waren noch nicht durch das hintere Klosterthor hinausgetreten in die Gärten, welche die Gebäulichkeiten von dem Berge trennten, als Demir Keran auch schon aufsprang, mit rascher Hand sein Roß sattelte, sich auf seinen Rücken schwang und vor des Pförtners Haus sprengte. Dort setzte er ab, riß die Thür auf und rüttelte die alte Kloantza, die sich, nachdem Sebastianu sich mit dem vollgepackten Proviantwagen entfernt, wieder hingelegt hatte, mit wildem Rufen aus dem Schlaf.

„Wo ist die Griechin?“ rief er und zerrte die Alte zur hinteren Thür.

„Gott und die Heiligen seien mir gnädig!“ schrie Kloantza, „hier liegt sie, auf dieser Bank . . . an der Mauer . . . mir gegenüber!“

Der Türke tappte im Finstern nach der Bank.

„Bei Allah! Du lügst, Weib! hier liegt Niemand!“ Floriana war erschreckt aus ihrem Speicher heruntergeklettert.

„Macht Licht! Verfluchtes Weibervolk!“ schrie der Türke, und als er endlich hell sah, durchstöberte er wetternd und lärmend das kleine Haus, alle Schränke,

alle Winkel durchforschend, — aber umsonst! Eurikleia war verschwunden!

„Wo ist sie? Ihr müßt es wissen?“

„Wo wird sie sein?“ erwiderte Floriana, dem Türken mit der ihr eigenen Unverschämtheit in’s Auge blickend; „bei ihrem Liebsten wird sie sein!“

Demir Keran stutzte einen Augenblick, dann fragte er kurz:

„Ilia? . . . oder der Franke?“

„Ei was! soll ich das Alles wissen?“ fuhr ihn die Walachin an; „siehe Du selbst nach, wenn Dir daran gelegen ist, es zu erfahren! . . . Sie sind ja Beide zur Jagd! . . . Frage sie selbst und laß uns dumme Weiber schlafen!“

Der Türke antwortete nicht. Nach kurzem Bedenken trat er, ohne die Frauen eines weiteren Wortes zu würdigen, in’s Freie, schwang sich in den Sattel und sprengte zum Klosterthore hinaus.

— — — — — — — — — — —

Im Osten fing der Himmel an sich zu röthen, als Werner auf dem vorspringenden Felsen, den ihm Sebastianu angewiesen hatte, Posto faßte. Noch war Alles dunkel um ihn her, in dem grauen Zwielichte badend, das dem Sonnenaufgang vorangeht, lag der Wald wie erstarrt. Werner sah sich um; zwei Pfade mündeten, aus dem entgegengesetzten Thale sich herauf-

windend, an der Stelle, wo er stand, und die, wie es der Pförtner versichert hatte, die vorzüglichste von Allen war, da auch der unbewandertste Schütze hier zum Schusse kommen müßte. Auf der anderen Seite fiel der Fels, dicht mit Sträuchern und kleinen Bäumen umwuchert, steil in den Wald hinunter, der sich zwischen den weiten Bergeshöhen und dem Kloster hinzog.

Werner hatte sich schnell aus seinen Träumen herausgearbeitet. Vor dem scharfen Hauche des Morgenwindes waren die nächtlichen Gespenster zerstoben, — nicht jedoch ohne in seinem Herzen jene seltsame, verschämte Reue zu hinterlassen, die schon mitten durch die Scherze und Witze seiner Gefährten leise, leise in seinem Tiefinnersten sich geregt hatte; und wie eine Sehnsucht wandelte es ihn an, hier oben, in der weiten Bergeseinsamkeit, — wie ein still verstohlenes Hoffen!

Die Gipfel fingen an sich im Glanze der für die Jäger noch nicht sichtbaren Sonne zu röthen; schon funkelten die höchsten Felszinnen im goldenen, fröhlichen Lichte; dann zog er langsam von Fels zu Fels, von den nackten Höhen zu den tiefer liegenden, bewaldeten Bergeszügen, durch die Zweige sich hineinwindend in die dichten Laubgänge, und ungeahnte Tiefen dort mit plötzlichem Feuer erfüllend, die schöne Rundung der wellenförmig sich ablagernden Hügel wie mit einem

leichten hellen Hauche hinuntergleitend, und überall, auf Felsen, auf Bäumen, auf Sträuchern, auf Gräsern alle Perlen des Thaues hervorblitzen lassend, in tausendfach zurückgeworfenem Funkeln. Endlich stieg die Sonne auch für die Jäger über den Horizont, und wie von lebendigem, flüssigem, Alles durchdringendem Lichte sah sich Werner auf seinem Felsvorsprung umringt, umflossen, umweht. Ein unabsehbares Meer von Nebeln und tieferliegenden Wolkenzügen dehnte sich zwischen den Bergen und dem Horizonte aus; wie glitzernde Sterninseln traten die Kuppeln von Isaktscha aus dem wogenden Grau hervor; — dort war es, so sang es leise in des Jünglings Herz, dort war es, wo dir Eurikleia zum ersten Mal erschien, — dort, wo ihre Hand die deine gedrückt, — dort, wo ihr Auge auf dir geruht, als fordere sie dich auf, ihr deine Liebe zuzuwenden, — dort . . .

Ein Rascheln in dem Gebüsche, hinter dem Fels, zog ihn aus seinen Träumen; — schnell griff er zur Büchse; vor ihm stand Eurikleia!

Ohne von irgend Jemand bemerkt zu werden, hatte sich das Mädchen, nachdem der alte Sebastianu mit den proviantragenden Knechten sich entfernt hatte, aus dem Hause gestohlen, und war zu dem Felsen, der von dem Pförtner dem jungen Secretär als Posten angewiesen worden war, hinaufgeklettert. Sie legte sich

selber nicht Rechenschaft ab von dem Gefühle, das sie zu Werner hinzog: sie wollte ihn noch sprechen, ihm für seine Hilfe danken, — Abschied von ihm nehmen, — zugleich aber drängte sie es auch, ihm, und zwar ihm allein und weit von allen Menschen, ihre Handlungsweise zu erklären, ihm zu sagen . . . Was aber würde sie ihm sagen? und war nicht, ohne daß sie es ahnte, ohne daß sie es sich zu gestehen wagte, war nicht auch in ihrem Herzen ein verstecktes Eckchen, wo der Gedanke spukte, es könnten sich die Geschicke doch noch anders wenden? Sie hatte dort oben zwischen den Felsen gewartet, bis die Stimmen der Jäger im Walde verhallten, dann war sie hervorgetreten . . . Und wie Werner das schöne Mädchen im Sonnenglanze so vor sich stehen sah, wie ihre feine Gestalt hell und leuchtend auf dem grauen Wolkenhintergrunde strahlte, wie sie ihren Blick auf ihn heftete — da loderte es wie eine Gluth durch seine Seele und seine Sinne! da brachen seine Nachtphantasien tobend wieder hervor! da war im Nu Alles vergessen, der Abt, und Ilia, und sein Versprechen!

Sie hatte ihn aufgesucht! . . . Sie war ihm, in der Nacht, auf unwegsamen Pfaden, nachgeklettert! . . . Sie liebte ihn!

„Eurikleia!“ rief er, und er stürzte auf sie hin, sie

zu fassen, sie an seine Brust zu drücken, sie die Seinige zu nennen.

Aber mit schnellem Sprunge schwang sich Eurikleia auf den Felsblock, und, die Hand bittend zu ihm hinunterstreckend, sprach sie:

„Fasse mich nicht an!“ — und ihre Stimme zitterte und Leichenblässe überzog ihr Gesicht, als sie, die Hände faltend, leise hinzufügte: „Wenn Du Eurikleia liebst — wenn Du sie nicht ansiehst, wie das erste, beste Mädchen, mit dem die Männer ihr Spiel treiben, wenn Du Derjenige bist, für den ich Dich gehalten . . . der Du in Isaktscha warst . . . vor Popovitschs Haus . . . als Du gelobtest, mich . . . und Ilia zu schützen! . .“

„Auch Ilia?“ stammelte Werner, und es senkte sich wie ein schwarzer Schleier vor seine Augen, und in wüthendem Aufruhr erbebte sein Herz; — er sprang auf den Felsen, und das Mädchen krampfhaft in seine Arme fassend, wiederholte er:

„Auch Ilia?“

Eurikleia aber nahm seine Hände in die ihrigen; er fühlte, wie sie zitterten; er sah, wie sie nach Fassung rang; er hörte das Pochen ihres Herzens — und, halb liebkosend, halb befehlend, löste sie seinen Arm, der sich um ihre Hüften gelegt hatte und sich plötzlich losreißend, sagte sie:

„Ich beschwöre Dich! . . . Höre mich an! . . . Keinen Schritt weiter! Oder . . . ich schwöre es! . . . Hier stürze ich mich hinunter!“

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, war so entschlossen, Eurikleias Stimme klang so hart, so metallfest, daß Werner betroffen einen Schritt zurückwich. Er kannte diese Stimme, er kannte diesen Ton! So hatte sie gesprochen, als der Türke auf sie losstürmte, als sie die Peitsche auf ihn erhob. — und doch klang wieder etwas so Weiches dazwischen, und durch die blitzenden Augen zog ein so sanftes Leuchten.

„Eurikleia!“ rief er, „was beginnst Du? . . . Welche Sprache? . . . Gestern . . .!“

„Gestern? . . . Ja, gestern warst Du mein Beschützer! Du hattest mir versprochen, meine Ehre, mich . . . und meinen Bräutigam zu vertheidigen! Hast Du es vergessen?“

„Und Du? Hast Du Deinen Kuß vergessen? den Kuß, den Du mir nicht wehrtest? den Kuß, den Du mir gabst? hast Du ihn vergessen? Eurikleia, ich liebe Dich! . . . und ich!“

„Ich war ein schwaches Mädchen! Willst Du mich anhören? . . . aber so! . . . nicht näher! . . bleibe dort, wo Du stehst!“

„Ich höre! Sprich! Ich liebe Dich von ganzem

Herzen . . . und ich will es Dir sagen, hier in dieser Einsamkeit! hier unter Gottes freiem Himmel!"

Sie hatte die Augen zur Erde gesenkt; ein schwerer Kampf tobte in ihrem Busen; sie sah den Jüngling wieder an:

„Du liebst mich? Ja, ich zweifle nicht an Deinem Worte, — aber . . ."

„Aber?"

„Wärst Du bereit, diese Worte zu wiederholen, nicht hier, unter Gottes freiem Himmel, — sondern drüben . . . dort, in der großen Stadt, — in dem Tempel Gottes! . . . nicht hier, in dieser Einsamkeit, sondern vor den Menschen, vor Deinen Freunden, vor Deiner Mutter, — und mich heimzuführen an Deinen Herd als Deine treue und rechtmäßige Gattin vor Gott und vor der Welt? . . . Du schweigst?"

Ihre Stimme stockte. Er schaute sie an und sein Auge blieb auf dem ihrigen hangen, auf dem tiefen, holden, traurigen Blick, der so mild und so kräftig zumal in sein Herz sich senkte, — und es ward ihm, als löse sich sein ganzes Wesen auf, wie heute früh, als die Morgenluft seine heißen Schläfen umwehte und die Phantasieen der Nacht verscheuchte. Und, wie unter einem inneren Vorwurf sich beugend, flüsterte er:

„Verzeihe mir, Eurikleia!

Ihr Mund bebte; dies Wort hatte sie erwartet,

— und doch durchfuhr es sie, wie wenn Etwas in der tiefsten Tiefe ihrer Seele gebrochen wäre.

„Ich verzeihe Dir! — Du hattest mich mißkannt! . . . aber willst Du mir die Hand reichen, willst Du mein Beschützer sein, mein bester Freund? willst Du. . ."

Sie unterbrach sich plötzlich. Ein Schuß krachte im Wald. Das Rufen der Bauern, welche das fliehende Wild gegen die Jäger trieben, erscholl ganz in der Nähe. In dem Gebüsche, über dem Wege raschelte es wirr durcheinander, und ein Rudel gehetzter Rehe stürzte heran.

„Schieße!" rief Eurikleia, „sie stürzen auf die Felsen!" und ehe Werner es sich versah, hatte sie ihm seine Büchse aus der Hand gerissen, angelegt, losgeschossen, . . . neben den Beiden tobte die wilde Schaar über die Felsen; . . . als der Pulverdampf verflogen, lag ein mächtiger Rehbock dicht vor Werners Füßen.

Aus dem Walde klangen Stimmen.

„Der Secretär hat geschossen!" rief ganz in der Nähe der alte Sebastianu.

Mit heftiger Geberde drückte Eurikleia ihre Lippen auf Werners Hand.

„Lebe wohl! . . . Hier darf mich Keiner sehen! . . Folge mir nicht . . . Ich kenne die Wege!"

Und leicht wie ein Vogel schwang sie sich über den Felsen, und mit kräftiger Hand sich an den

Sträuchern und in den Steinritzen festhaltend, ließ sie sich auf der anderen Seite in die Tiefe gleiten und verschwand im Dickicht.

— — — — — — — — — — —

Die flüchtigen Rehe hatten einen Weg durch das niedrige Gehölz gebahnt, Eurikleia folgte ihnen. Sie wollte jetzt in das Kloster zurück und, unter des Abtes Schutze, auf Ilia warten. Von oben her hörte sie das Rufen der Jäger: „Dort unten fliehen sie! Schneidet ihnen den Weg zu den Bergen ab! Drauf und dran!“ Einige Schüsse fielen. Es wurde auf's Gerathewohl den Rehen nachgefeuert, wo man von Weitem, an dem Brechen der Aeste, die Richtung der fliehenden Thiere wahrnehmen konnte. Eurikleia warf sich in's Gebüsch; konnte sich doch eine Kugel auch auf sie, die auch ein flüchtiges Reh war, verirren! . . . Durch die Bäume erkannte sie den Weg, der vom Kloster in die Berge führte . . . Plötzlich erscholl eine Stimme neben ihr, die ihr ein gebieterisches Halt! zurief. Sie schaute sich um . . . Vor ihr, hoch zu Rosse, stand Demir Keran.

„Halt! oder, bei Allah! ich schieße Dich nieder!“ schrie der Türke, und ehe sie sich zur Wehr setzen konnte, hatte er sie erfaßt, auf's Pferd gezogen, und seinen aufgelösten Turban wie einen Knebel um ihren Mund gewunden. Mit wilder Wuth faßte das Mädchen den

Türken. Eine Hand hatte sie frei; die andere hielt Demir Keran fest. Er hatte den Zaum zwischen die Zähne genommen, und mit der Rechten erwehrte er sich des Mädchens.

„Bei Allah!" lachte er höhnisch; „mit einem Weibe wird Demir Keran doch noch fertig werden!"

Und seine nervige Faust drückte Eurikleias Hand zusammen, daß ihr die Sinne vergingen. Und dem Roß die Sporen in die Weichen drückend, flog er durch den Wald, der Ebene zu.

VIII.

Die Jäger blieben noch lange auf dem Felsvorsprung versammelt und verfolgten mit den Augen ihre Gefährten, die in die Tiefe geklettert waren und als richtige, unerfahrene Sonntagsjäger den Rehen unten im Walde nachsetzten. Einzelne Schüsse fielen dort. Man hörte, wie sich die im Gebüsche Zerstreuten zuriefen, wie sie die Fährte suchten, verloren, wieder fanden. Eine Viertelstunde mochte wohl verflossen sein, als Ilia, den Pfad, der von dem höheren, weiter rechts liegenden Bergesrücken auf das kleine Felsplateau führte, langsam und beschwerlich heruntersteigend, zu den Jägern trat. Auf den Schultern trug er einen Rehbock. Die hellen Schweißtropfen liefen ihm von der Stirne.

„Zum Teufel, Ilia! Wie bist Du außer Athem!“ rief ihm der Afrikaner zu, der ihn zuerst erblickt hatte.

„Glaubst Du denn, daß diese Bürde so leicht sei?“ erwiderte Ilia, indem er den Rehbock mitten unter die bewundernden Jäger warf.

„Wo hast Du den erlegt?“ fragte, den Bulgaren seitwärts anblickend, Sebastianu.

„Dort oben,“ antwortete Ilia, und er zeigte auf den Bergesrücken, der sich rechts von dem Kloster, in der entgegengesetzten Richtung des unten gegen die Ebene sich hinziehenden Waldes erhob; „ich brauche Eure Treiber und Bauern nicht, um zum Schusse zu kommen! Willst Du den Platz kennen, wo die Rehe grasen, so kann ich ihn Dir weisen!“

Der alte Sebastianu drehte ihm, ohne zu antworten, den Rücken. Ilia aber trat auf Werner los, und mit einer seltsamen, gegen sein früheres Benehmen abstechenden Freundlichkeit reichte er ihm die Hand.

„Ich weiß jetzt, daß Du mein . . . daß Du unser Freund bist!“

„Wie weißt Du dies jetzt?“ fragte verwundert der Secretär.

„Eurikleia sagte es mir.“

„Hast Du Eurikleia jetzt gesprochen?“

Ilia sah ihm einen Augenblick scharf in's Auge.

„Wie sollte ich die jetzt gesprochen haben?“ er-

widerte er. „Eurikleia wird doch hoffentlich nicht in den Wäldern herumstreifen, wenn die Sonne kaum aufgegangen ist! . . . Ich sah sie gestern Abend!“

Werner stutzte. Es befremdete ihn, daß Eurikleia den Bulgaren gestern Abend von ihrer Freundschaft unterhalten konnte — die erst heut Morgen geschlossen worden war. Er war auf dem Punkte, an Ilia die Frage zu richten, was ihm denn Eurikleia gestern habe sagen können, — als ein wirres Rufen von dem Walde herauf drang. Mit verstörtem Antlitz trat einer der Jäger, welche den Rehen im unteren Walde nachgesetzt hatten, aus dem Gebüsch und rief seinen Freunden zu, sie möchten schnell herabkommen, ein entsetzliches Unglück hätte sich ereignet.

„Heiliger Himmel!“ schrie der alte Sebastianu; „sie haben einen Treiber erschossen! und auf mich wird die Schuld fallen!“

Im Nu waren sie unten und folgten in wildem Laufe dem Jäger.

Eine Strecke vor dem Felsenvorsprung, da, wo der Waldweg in die Ebene mündete, lag Demir Keran neben seinem Rosse auf der Erde. Das Pferd stand mit dem Kopfe nach der Ebene zugewendet. Es hatte sich nicht von der Stelle gerührt, wo der Reiter, zu Tode getroffen, aus dem Sattel geglitten war. Der Kawasse lag auf dem Rücken, den linken Fuß noch im

Steigbügel. Der aufgerollte Turban hing über den Sattel herunter. Des Türken Hand war krampfhaft auf die rechte Seite seiner Brust gedrückt. Zwischen den Fingern quoll das Blut hervor. Demir Keran war todt.

Sprachlos umstanden die Jäger den Leichnam.

„Hier werden die Rehe durchgebrochen sein," sagte endlich einer von ihnen, indem er auf das zerknitterte Gras und Gebüsch zeigte; — „wir haben drauf geschossen; — und den Türken hat's getroffen!"

„Was hatte er auch hier zu suchen!" rief Sebastianu, dem es bangte, daß man ihm, als dem Anführer der Jagd, die Verantwortlichkeit für dies Unglück aufbürden möchte; — „ich hatte doch Alle — ich hatte noch im letzten Augenblicke auch Ilia gewarnt, sich nicht in die Schußlinie zu begeben!"

Ilia stand hinter den Andern.

„Jetzt ist keine Zeit mehr, das Wenn und das Aber zu besprechen," erwiderte er kurz; „der Türke ist todt — bringen wir ihn in's Kloster."

Einige Jäger hoben den Leichnam auf, und, ohne daß ein Wort weiter gesprochen wurde, bewegte sich der Zug zu dem Kloster hin.

Der Ingenieur war mit Werner einige Schritte zurückgeblieben. Leise sprach er zu seinem Nachbar:

„Vorn, auf der rechten Seite, ist die Wunde! — von hinten und von links fielen die Schüsse!"

Werner antwortete nicht. Er warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Wenn der Bulgare nicht oben, bei uns, gewesen wäre," . . . fügte der Andere, ohne seinen Gedanken zu Ende zu führen, hinzu.

Der Secretär ließ sein Auge über die Gebüsche zu dem Felsen gleiten, der, von diesem Punkte aus gesehen, nur in geringer Entfernung von dem Schauplatze des Unglücks lag, da der untere Wald sich in weitem Bogen um den Bergesvorsprung dehnte. Nur wenige Minuten brauchte ein rüstiger Bergsteiger, um von dieser Stelle den Felsvorsprung zu erreichen, und wohl eine Viertelstunde war es schon, daß die Rehe hier durchgebrochen waren, und daß der tödtliche Schuß den Türken getroffen hatte.

Werners Lippen bewegten sich, als wolle er dem Ingenieur antworten. Er drängte aber die Worte zurück, und seinem Freunde die Hand auf den Arm legend, sagte er:

„Wir haben nichts gesehen . . . und unsere Gedanken behalten wir für uns!"

— — — — — — — — — — —

Als Werner, von einigen seiner Gefährten begleitet, dem Abte die Kunde des traurigen Unfalls überbrachte, fanden sie Eurikleia in des würdigen Mannes Zelle. Kyrillos schien höchst bestürzt von der Nachricht, die ihm die Europäer brachten. Er wußte aber schnell

Bescheid und gab mit einer solchen Geistesgegenwart und Klarheit die Maßregeln an, die zu ergreifen seien, um weiteren, für das Kloster, wie für die Bauern gefährlichen Folgen vorzubeugen, daß man fast hätte glauben können, er sei in diesem Augenblicke von dieser Nachricht nicht überrascht worden, und er habe schon Zeit gehabt, sich auf seine Antwort vorzubereiten. Stünde er nicht persönlich, meinte er, auf einem so freundschaftlichen Fuße mit dem Pascha, so würde ein solches Ereigniß, wenn es gleich einem unglücklichen Zufall und auch der unbegreiflichen Unvorsichtigkeit des Kawassen zuzuschreiben sei, für das Kloster und für dessen Insassen von der schwersten Tragweite sein; die Türken seien unerbittlich, wenn Einem der Ihren in diesem Lande ein Leid zugefügt würde; er wolle sich sofort hinsetzen und an den Pascha schreiben; der Brief aber müsse von Einigen der Jäger, und zwar von denjenigen, die sich direct bei dem Unfall betheiligt glaubten, nach Isaktscha getragen und persönlich überreicht werden; ihr Charakter als Fremde, als Mitglieder der europäischen Donaucommission, als Freunde des Paschas von Galatz, würde sie vor aller Unbill beschützen, und sie könnten, um den etwaigen Nachstellungen der im Lande änsässigen Mohamedaner zu entgehen, von Isaktscha direct mit dem Dampfboot nach Galatz fahren; was die Anderen anbetreffe, so rathe er ihnen, sobald als möglich, heute

noch, mit Ilias Wagen an die Donau zu fahren, und sich von den Fischern übersetzen zu lassen.

„Ich fahre mit!“ rief Eurikleia, die bis dahin stumm und abgewendet zugehört hatte. Sie war aufgesprungen und, dem Secretär einen flehenden und befehlenden Blick zuwerfend, als wollte sie ihm sein Versprechen in's Gedächtniß rufen, erfaßte sie mit leidenschaftlicher Geberde Ilias Hand.

„Nehmt sie mit Euch!“ sagte Kyrillos, indem er zu Werner hintrat und ihn bedeutungsvoll anblickte; „ihres Bleibens ist nicht mehr in diesem Lande! — Und Ilia Michalovitsch wird seine Braut nicht verlassen! — Drüben in der großen Donaustadt wird mein Schutz Euch begleiten!“

Die Beiden sanken vor dem Abte in's Knie. Er legte segnend die Hand auf ihr Haupt. Eurikleia war blaß. Tief in den Höhlen funkelten ihre Augem mit unheimlichem Glanze. Die Jäger bemerkten an ihrem Halse einen dunkelrothen Streifen, der sich, wie eine Quetschung, quer über ihr Gesicht und ihren Mund zog; ihre rechte Hand war über dem Knöchel angeschwollen; ihre Kleider waren an den Armen und über der Brust zerrissen.

Die Jäger, denen Demir Kerans Tod alle Lust benommen hatte, länger hier zu verweilen, beeilten sich, des Abtes Rath zu befolgen. Diejenigen unter ihnen,

die sich als die unschuldigen Urheber des Unglücks bekennen zu müssen glaubten, traten mit einem Schreiben von Kyrillos die Reise nach Isaktscha an. Der Afrikaner, der allein der türkischen Sprache mächtig war, erklärte sich bereit, sie zu begleiten.

Als Werner und der Ingenieur mit den Anderen den Wagen bestiegen, auf welchem schon Ilia und Eurikleia Platz genommen hatten, trat der Abt, von seinen Mönchen gefolgt, um Abschied von ihnen zu nehmen, an sie heran. In seiner wohlwollenden Weise wünschte er ihnen eine glückliche Rückfahrt und gab der Freude Ausdruck, sie, und besonders den jungen Secretär, den er in dieser kurzen Zeit liebgewonnen zu haben erklärte, unter seinem Dach bewirthet zu haben. Dann wandte er sich zu Eurikleia, und, das holde Mädchen in seine Arme schließend, sprach er:

„Eurikleia! . . . um Dich! . . . aber auch um Deinen Bräutigam zu retten, . . . haben Deine Freunde heut viel . . . sehr viel gethan! . . . Bleibe treu Denen, die Dich so sehr geliebt!“

Und mit vor innerer Bewegung ungewöhnlich zitternder Hand reichte er ihr eine Rose, die duftende Moosrose seines Wintergartens, vor der er gestern mit dem Jüngling bewundernd gestanden. Dann wandte er sich zu Ilia, sah ihn einen Augenblick an, reichte ihm langsam, und ohne ein Wort zu sprechen, die

Hand; — noch einmal winkte er ihnen seinen Abschiedsgruß und kehrte in sein Kloster zurück.

Die Fahrt ging rasch von dannen. Es wurden zwischen den Reisenden nur wenige Worte gewechselt. Eine gedrückte Stimmung hatte sich auf sie gelagert.

Ilia trieb die Pferde zu immer schnellerem Traben an. Er sprach kein Wort; aber aus der abwechselnden Röthe und Blässe, die über seine Züge flog, konnte man schließen, daß eine heftige Gemüthsbewegung in seinem Innern tobte. Es lag seit diesen Morgen etwas Unheimliches in seinem Wesen.

Plötzlich fühlte Werner, wie Eurikleias Hand sich auf die seinige legte. Er hatte es vermieden, mit ihr zu sprechen, sie zu berühren. Nachdem er seine Leidenschaft mit Gewalt niedergekämpft, wollte er sich der Wiederkehr dieses betäubenden, so schmerz- und doch so freudvollen Rausches nicht wieder aussetzen. Er zuckte zusammen.

„Freund," sagte das Mädchen, „Du warst mir gut! — Du bist es noch! — ich weiß es; — und ich werde es nie vergessen! — Das Wort, das Du mir gegeben, hast Du treu gehalten! — Meine . . . Freundschaft habe ich Dir gelobt! — und mein Wort werde ich halten, wie Du! Als Pfand nimm diese Blume!" — Sie reichte ihm die Moosrose hin, und wie er sie zu ergreifen zauderte, drückte sie ihm dieselbe mit wilder Kraft in die Hand:

„Nimm sie, zum Andenken!... und zum ewigen Danke!"

Ilia hatte sich langsam zu ihnen herübergewendet.

„So blicke doch nicht, als wolltest Du Deinen zweiten Sch . . ."

Sie unterbrach sich, wie erschreckt ob der Worte, die sich auf ihre Lippen verirrt hatten.

Ilia reichte dem Jüngling die Hand.

„Du hast uns geholfen!" sprach er leise. „Sie hat mir Alles gesagt — nicht gestern!" fügte er scharf betonend hinzu, — „heute früh!"

Die Hand war kalt, ihr Druck seltsam fest und hart. Es fröstelte Werner, als sie die seine berührte.

Der Wagen war am Ufer der Donau angelangt. Schon senkte sich die Nacht auf die weite, leere, nebeldurchzogene Ebene. Einige Fischer, die hier ihre Hütte hatten und die den Bulgaren kannten, waren bereit, die späten Reisenden an das andere Ufer überzusetzen.

„Ich lasse Wagen und Pferde hier," sagte Ilia zu ihnen, als er mit Eurikleia in den Nachen sprang; „wenn einer von Euch nach Longavitza fährt, so mag er sich ihrer bedienen."

Das Boot stieß ab und fuhr langsam in die Nacht hinein.

— — — — — — — — — — —

Tiefe Finsterniß lag auf dem Hafen, als sie landeten. Sie stiegen aus.

„Habt Dank! Freunde!“ sagte Ilia, „wir sehen uns wieder!“

Er wandte sich zu den schwarzfluthenden Wellen um; sein Auge suchte das andere Ufer, wo die Wachtfeuer der Türken, wie rothe Sterne, blitzten.

„Seid verflucht!“ murmelte er vor sich hin; — der Tag wird kommen, wo Euch Alle Demir Kerans Loos erwartet!“

Dann stieg er mit raschem Schritt, den Andern voran, zur Stadt hinauf.

Eurikleia folgte ihm. Werner ging neben ihr.

„Eurikleia,“ sprach er leise. „Du weißt wohl mehr als wir über des Türken Tod!“

Sie blieb stehen, sah ihn einen Augenblick scharf und forschend an; dann antwortete sie kurz: „Ja!“

„Er?“ . . . und Werners Auge deutete auf den Bulgaren.

Eine kleine Secunde wartete sie wieder, dann sagte sie, wie das erste Mal: „Ja!“

Und in plötzlich auflodernder Heftigkeit des Jünglings Hand ergreifend, fügte sie mit zornbebender Stimme hinzu:

„Hättest Du anders gehandelt? . . Ich lag auf Demir Kerans Pferde! . . . Er sprengte mit mir davon! — Ich war in seiner Gewalt! — Ilia sah ihn reiten! — Er hat ihn vom Pferde heruntergeschossen!“

Sie hielt einen Augenblick inne; dann:

„So will Eurikleia beschützt werden! — Und so hat er Eurikleia wieder erobert!“

— — — — — — — — — — —

Ilia siedelte sich mit Eurikleia in der Nähe von Galatz an. Aus dem Erlös seiner Güter, die ihm von dem Kloster abgekauft wurden, richtete er sich ein ergiebiges Landwesen ein. Sein Haus wurde bald der Sammelplatz der bulgarischen Emigration.

Die Gesellschaft, die Ilia und seine Frau in Isaktscha und in Kokosch kennen gelernt hatte, verkehrte viel bei ihm, besonders aber Werner, den seine Neigung zu der immer reizender und schöner sich entwickelnden Griechin oft in allen möglichen Angelegenheiten und unter den verschiedensten Vorwänden in Michalovitschs Haus führte. Der Ingenieur pflegte darüber in seiner ironischen Weise zu sagen:

„Wäre ich Ilia, den Werner würde ich mir nicht zum Hausfreund erwählt haben, von wegen eines gewissen Kusses und einer gewissen Moosrose. Und wäre ich Werner, nach dieser Freundschaft würde ich nicht trachten — von wegen der Unfälle, die denjenigen passiren können, die sich in eine Schußlinie, zwischen fliehende Rehböcke, verirren!“

Sirenengold.

„Was nur dieser Don Paolo in so später Stunde bei Beppino zu suchen und herumzulauern hatte?“ dachte bei sich selber der lahme Nunzio, indem er auf seinen gekreuzten, verkrüppelten Beinchen über die Schwelle hervorrutschte, wo er, die Fischbehälter hütend, die Rückkehr des Beppino erwartete. Mit einer Hand klammerte er sich dabei an den wackeligen Thürpfosten, die andere hielt er schirmend gegen das blendende, von dem glitzernden Wasserspiegel zurückgeworfene Mondlicht über die Augen; das arme, magere Oberkörperchen bog er so weit es eben ging um die Ecke und schaute so dem lustig vor sich hinpfeifenden Manne nach, der dort den bekannten Pfad über die Felsen, zwischen den wild umherliegenden von Cactus und Aloës überwucherten Tempeltrümmern zu dem „Albergo della Sirena“ hinaufkletterte, von Zeit zu Zeit stehen blieb, nach Beppinos

Barke, mit ihrem rothflackernden Feuer, hinauswinkte und hinauslachte, und dann wieder bergan klomm, langsam wie Einer, der keine Eile hat, uud vor sich hinmurmelnd, wie Einer, der sich allerlei lustige Gedanken macht. Und Beides traf ja auch bei dem mit sich und mit des Weltalls Geschicken principiell zufriedenen Don Paolo ein.

„So wahr ich Don Paolo heiße!" pflegte dieser glückliche Mann zu betheuern, wenn er einem Andern etwas gar Abenteuerliches vorerzählte, oder ein gutes Geschäft mit ihm abzuschließen auf dem Punkte war. Don Paolo aber hieß er im Grunde gar nicht, sondern auf den ehrlichen Vornamen Fritz war der lose, schwäbische Vogel getauft worden, der jetzt im warmen Süden, in gewissenhaft zuvorkommender Weise die Fremden und Einheimischen in seinem nach modernem Schnitte eingerichteten Gasthofe zu beherbergen und auch, aber mit Maß und Ziel, wie es sich für einen biedern Schwaben ziemt, auszubeuten beflissen war; und einen noch ehrlicheren deutschen Klang hatte der Name, unter welchem er und seine Väter in den Kirchenbüchern seines Mutterortes Freudenstadt im Schwarzwald eingeschrieben waren. Aber was um Alles in der Welt sollte der Fritz Lindwurm hier, an der Nordküste Siciliens, mit seinem, von dornigen, struppigen Consonanten gespickten Namen anfangen? Und so hatte er sich denn lachend, wie er alle und auch die

ernsthaftesten Geschäfte zu behandeln pflegte, aus dem schwerfälligen Fritz Lindwurm einen, süß wie Honig über die sicilianischen Lippen fließenden Don Paolo herausgeschält und ebenso treuherzig, als aber auch recht pfiffig lachend, pflegte er zuweilen zu seiner ehelichen Hälfte zu sagen: „Ein Glück ist es ja für die Fremden, daß der Lindwurm verschwunden ist! Mit Haut und Haaren hätte sie so ein Ungethüm in seiner Höhle vom Albergo della Sirena verzehrt! So kommen sie noch, wenn nicht mit der Haut, doch mit den Haaren davon! Oder glauben's wenigstens, und der Glauben macht ja selig!" Und lachte, daß sein Stuhl wackelte und rieb sich die Hände unter dem Tisch und strich sich seinen langen, röthlichen, von dem glattrasirten Kinn nach beiden Seiten hinausstehenden Kellnerbart, und drückte die Augen zusammen, als könne er's vor lauter Lustigkeit nicht mehr aushalten, und sprang dann, mit den Armen in der Luft herumschwenkend, auf, — und aus den hintersten Gängen und Küchen und Speichern und Kellern tönte dann sein helles, wieherndes Lachen zu den, ob dieser weitschallenden Glückseligkeit erfreuten und in dieser Atmosphäre von froher Lebenslust die blaue See und den duftenden Kaffee, den blauen Himmel und den köstlichen Moscato mit doppeltem Wohlbehagen einschlürfenden und bewundernden Gästen hinüber.

Was der lustige Schwabe in dieser Nacht, bei so später Stunde, in Beppinos Fischerhäuschen suchte, davon konnte freilich der lahme Nunzio keine Ahnung haben; denn was verstand das arme Kerlchen von griechischen Statuen, von Vasen, von Lampen und Gefäßen und Ohrgehängen und Armbändern? Und diese Dinge waren es ja, die auf den klugen Don Paolo eine so gewaltige Anziehungskraft ausübten, seitdem er einmal, hinter Beppinos Bettgestelle, eine zwischen Erde und Steinen vermauerte und, pfui! so schmutzig und zerbrochen dreinschauende, aber, ach! wie so fein gearbeitete Marmorhand ausgegraben, den alten Scherben, wie er sagte, scherzend in der Tasche fortgetragen, und ebenfalls scherzend, an einen durchreisenden Antiquitätenkrämer für recht viel und recht schweres Geld verkauft hatte.

„Ja, ja!" hatte damals Don Paolo bei sich selber gedacht; von Griechen und Römern und anderm historischen Gesindel weiß der Fritz Lindwurm freilich ein Bischen weniger als ein Professor an unserer Universität Tübingen im Schwabenland; aber so viel weiß Don Paolo doch, daß dort unten, auf dem vorspringenden Fels, vor etlichen Jahrhunderten ein Tempel gestanden hat, der ein besonderes Heiligthum der Sirenen oder Nymphen war, oder wie diese vorsündfluthlichen Frauenzimmer geheißen haben mögen! und daß ein Erdbeben

die ganze Sirenenwirthschaft über den Haufen geworfen und daß Statuen, Vasen, Münzen, Weihgeschenke, — daß Gott erbarm! Exvotos, wie sie jetzt in unsern Dorfkirchen anzustaunen sind! — in kunterbuntem Durcheinander den Berg hinunterpurzelten, und daß die ganze Bescheerung jetzt an dem Abhange hin irgendwo vergraben liegen muß! — Und das weiß Don Paolo auch, daß, wo eine Marmorhand gelegen hat, auch noch ein Marmorarm, und ein Marmorkopf, und Marmorbeine und Alles was dazu gehört, um einen ganzen marmornen Heidenmenschen herzustellen, zu finden sein muß!" — Der brave Fritz Lindwurm ereiferte sich dabei gar wunderbarlich, denn er dachte auch an die Sage, die sich hier das Schiffervolk erzählte, von einem reichen Schatz, der in einem Gewölbe, unter dem Tempel begraben sein sollte, — und wo konnte das Gewölbe denn anders gelegen haben, als unter dem Felsen, gerade da, wo jetzt Beppinos Fischerhüttchen stand, dies morsche Hüttchen, für das Don Paolo schon viel Geld geboten, das aber das eigensinnige Fischerlein, und zwar gerade aus demselben Grunde um keinen Preis hergeben wollte. Nun schnupperte der pfiffige Schwabe mit seiner breiten, rothen Spürnase, unter allen möglichen Vorwänden, an dem Hause herum. Verloren aber war die Liebesmüh', denn, fand er den Beppino dort, so war überhaupt an kein Suchen oder Graben zu denken, und war Beppino

nicht da, so saß jetzt, quer über der Schwelle, der bucklige Nunzio, tagaus, tagein, mit seiner Krücke und seinem borstigen, grinsenden Krüppelgesichte, und wehrte einem Jeden den Eingang mit so grimmigem Zähnefletschen und so beißenden Worten, daß man meinen sollte, der Drache hüte die goldenen Hesperidenäpfel. Und bis tief in die Nacht hinein saß er da, bis Beppinos Barke, fischbeladen, von dem Meere zurückkehrte, und er sich dann mit einer Handvoll in Oel geschmorter Fische reichlich bezahlt däuchte, und sich in den Eselsschuppen neben der Thür zum Schlafen hinlegte. — „Was dieser Schlaukrämer von Don Paolo im Schilde führt, das merk ich schon," sagte der schöne, mit seinen schwarzfunkelnden Augen aber schon so mißtrauisch in die Welt schauende Beppino, wenn er bei seiner Rückkehr erfuhr, daß der lustige Schwabe wieder herunter gestiegen sei, um die Fische zu beschauen, die Beppino ihm morgen früh hinauftragen sollte. „Nach Fischen geht ja dein Sinn nicht! Aber mach dir nur keine unnützen Sorgen! ist ein Schatz zu heben, so brauch ich dich nicht dazu mit deinem scheinlustigen Schalksgesicht!" —

Und mit dem Schatzgraben war es dem guten Beppino allmälig Ernst geworden; denn sobald er allein war und der lahme Nunzio im Eselsschuppen schnarchte, hätte man ihn sehen können, wie er, mit

einem ganz besonderen Ausdruck im Gesicht, an seinen vier Wänden herumtappte, und suchte und klopfte, ob es nicht hier oder dort hohl tönte, und hackte und schaufelte und grub, ob nicht in dem rieselnden Sande eine Goldmünze zum Vorschein käme, oder sich plötzlich durch die Steine eine Oeffnung bräche in irgend eine räthselvolle Schatzesfinsterniß. Hätten sie's aber ahnen können, die Beiden, wie es dort hinten in dem nur halbeingestürzten, statuengetragenen Gewölbe blinkte von Gold- und Silbermünzen, von altem Geschmeide, von kostbaren Ohrringen und wunderbaren Steinen, und wie so still der Erlösung harrend der verlorene, vergessene Schatz hinter seiner schmalen Felsenwand schlief, — geschlafen hätte Don Paolo keine Stunde mehr! Und der schöne Beppino, — was hätte der wohl anders gethan, als mit einem Satze hinauf zu springen in das Dorf, vor das Haus, wo die niedliche kleine Hexe, die Lia wohnte, mit der er seit bald einem Jahre schon verstohlen Kußhändchen und allerlei verliebtes Geberdenspiel wechselte, und die er so gern als seine rechtmäßige Frau heimgeführt hätte. Aber nur ein armer Fischer war ja Beppino, und von einem solchen Eidam wollte Lias Mutter nichts wissen, und wie einen Augapfel hütete sie ihr Töchterchen, und giftige Blicke und noch giftigere Worte warf die früh abgewelkte, aber noch so energische und so eigenmächtig

in ihrem Hause herrschende Donna Francesca dem unerwünschten Freier zu, jedesmal wenn er mit seinem fischbeladenen Korbe auf dem Kopf an ihrem Hause vorüberging, und mit einer grimmig herausfordernden Bewegung ließ sie dann ihre kreisende Spindel über das Balcongitter bis zur Straße hinuntertanzen. Ja! hätte er etwas ahnen können von dem Schatz, der in seinem Hüttchen lag, vor diesen Balcon wäre er jetzt getreten und hätte frohlockend hinaufgerufen: „Donna Francesca, jetzt ist Alles anders geworden! Ein armer Fischerbub ist Beppino nicht mehr, und Eure Lia könnt Ihr mir geben, und von meinem Schatze sollt Ihr auch was abkriegen, eine goldene Spange, wie selbst die Frau des Herrn Sindaco keine besitzt, oder einen alten Ring mit eingelegten Edelsteinen!“ — Und wie hätte die Donna Francesca sich länger weigern können? War sie selbst doch auch keine Prinzessin und ihr Mann doch auch kein Marchese, sondern ein einfacher Tischlermeister und Holzkünstler, der sein Handwerk recht gut verstand, in der engen Bottega unter Francescas Balcon prachtvoll eingelegte Tische von Cactusblättern verfertigte, und sie, durch Don Paolos Vermittelung, an die Fremden verkaufte. Freilich, wohlhabender und angesehener als Beppino war schon der dicke Don Ciccio, der es ja in seinem Dorf bis zum Municipalrath gebracht hatte und am Sonntag mit so vornehm

gravitätischem Gesicht neben dem Sindaco und Don Paolo auf dem Platz vor der Kirche herumspazierte, und deß konnte ja Beppino sicher sein, daß, so lange er keinen Schatz gefunden, er von dort nichts Gutes zu erwarten habe.

Trüben Sinnes dachte er gerade in dieser Nacht an seine nette, kleine Lia, die es ihm so sehr angethan hatte, und ein bischen Bosheit mischte sich schon zu seiner Traurigkeit, wenn er an ihre Mutter dachte, denn die war es ja, viel mehr noch als der gutmüthige Don Ciccio, die ihm den Zugang zu ihrem Hause wehrte; und hätte nur die Donna Francesca eingewilligt, den Don Ciccio hätte sie bald zu ihrem Willen bekehrt!

Traurig schaute Beppino über den Rand seiner Barke in's schwarze Meer und grübelte darüber nach, wie er es doch anfinge, um die Mutter zu gewinnen; denn, ach! mit seinem Schatzgraben, das mußte er sich ja selber sagen, der ahnungslose Thor, war es ja doch nicht ernst, und bevor er das Sirenengold gefunden hätte, da konnte er und die Lia und das ganze Dorf schon längst todt und begraben sein!

Das rothe Feuer flackerte lustig am Vordertheil eines Schiffchens und bis tief in's Meer hinunter erleuchtete es die dunkelfluthenden Gründe, und von dem hellen Schein angezogen, kamen die silberschillernden Fische, in hurtigen Schaaren, herauf; und den Drei-

zack in der Hand stand Beppino neben dem Feuer, und jedesmal wenn eine glänzende Fischgesellschaft heranfuhr, da schoß und warf er nach ihr hin, mit sicherer, wohlgeübter Hand, und wenn er eine dickköpfige Palumba oder eine feine Spinola gefangen hatte und der Fisch im Korbe zappelte, da dachte er bei sich: „Eine andere, silberglatte, feine Spinola kenne ich, dort oben, die möcht' ich zappeln sehen in meiner Hand! Nicht in den Korb würf ich sie wohl! An mein Herz drückte ich sie!" — Und da dachte er wieder an die Mutter, und, husch! wie ein Fisch vorbeiflog, da fuhr ihm der Spieß in die schillernden Schuppen, und mit einem grimmigem Ruck lag er im Korb, und halblaut fluchte da Beppino: „So möcht ich dich aufspießen, du schlimmes Weib! . . ja! ja! und so werd ich dich aufspießen! . . Du magst dich sträuben wie du willst, zappeln und schießen! Den Dreizack kriegst du doch in die Schuppen, und die Lia giebst du mir doch! Ob du willst oder nicht! Denn wollen mußt Du schon müssen!" — Beppino lachte laut auf bei diesen Worten, und es mußte eine ganz besondere Bewandtniß damit haben, denn er kniff die Augen zusammen und schaute gar schelmisch triumphirend hinüber zu dem Ufer, wo im Mondenglanze das kleine Städtchen auf seinem Felsen lag, weit hingestreckt, in weißblendenden Mauerstreifen, mit den alten Zinnen und Thürmen und mit dem

steilen Bergeskegel drüber, und von weit oben, in dem sternenflimmernden Himmel von der schneebedeckten Kuppel des alten Feuerbergs, des Mongibello, überragt.

Eine besondere Bewandtniß hatte es schon mit Beppinos Gedanken, und nicht ohne Grund zog er heute vor Mitternacht schon mit seinem Schiffchen zurück, und nicht ohne Grund erhob sich, als er dem Ufer nahte, sein langes, leises Rufen, — denn vom Ufer her antwortete es bald, mit ganz sonderbarem Tone, so heiser, so schrill, und dann kam es hinter dem Felsen hervorgetrippelt, ängstlich, wackelig, hastig laufend, und kam doch nur so langsam von der Stelle; und fast nur zu gleicher Zeit fuhr Beppinos Barke auf den Sand und hörte man den lahmen Nunzio rufen: „Eh! Mütterchen! Wie kommst denn Du hierher! Ich muß wohl schon geschlafen haben, denn ich hörte Dich nicht! Santa Diavolo! was ist denn das in dieser Nacht? Alles kommt ja herunter zu Beppino; Don Paolo vorhin, mit seiner rothen Spürnase, dem habe ich aber mit meiner Krücke den Weg gewiesen, und jetzt die alte Monica! Was suchst denn Du wohl hier, mitten in der Nacht, Du altes, wackliges Mütterchen?"

Das Mütterchen aber, mit seinem über dem Kopf gezogenen, grauen Tuche und den im Nachtwind flatternden weißen Haaren, sah eher einer Hexe gleich,

als einem ehrlichen Christenmütterchen und gespenstig schaute es drein, wie es auf seinen Stock gekrümmt den lahmen Nunzio mit dem Fuß bei Seite schob wie einen knurrenden Hund oder einen todten Esel, und, ohne ihn weiter zu beachten, zu dem aus dem Nachen springenden Beppino trat, und ihn mit dem zahnlosen Mund anlächelte und zu ihm sagte: „Es hat mich Keiner gesehen, Beppino! Darf mich auch Keiner gesehen haben, sonst wirkt der Zauber verkehrt! — Der Nunzio allein hier hat mich gesehen, dem möge San Antonio die Rippen zusammenschlagen, dem krummen Hund! Aber ein Krüppel ist doch kein Mensch! Der gilt nicht, und geantwortet hab' ich ihm auch nicht, und dem Zaubertrank vermag ein lahmer Esel nicht zu schaden!"

Hätte die Alte aber zu ihm hingeschaut, so hätte sie gesehen, wie bei diesen Worten der lahme Esel seine Hand um seine Krücke krallte, und hätte sie nicht weiter geplaudert mit ihrer schnarrenden Stimme, da hätte sie auch gehört, wie der Nunzio halblaut vor sich hinfluchte: „Verdammte Hexe von einer Monica! Wart' nur! den lahmen Esel werd ich dir schon vergelten!" Und leise rutschte er in den tiefen Schatten, den der Mond hinter den vorstehenden Thürflügel warf, und kauerte dort nieder, wie Einer, der sich zum Schlafen einrichtet. Das Mütterchen aber merkte nichts

von dem Allen; es wackelte neben dem netzbeladenen Beppino her, und mit schmeichelndem Tone sagte es zu ihm: „Ja, ja, die Stunde ist günstig. Mitternacht kommt bald, mein schmucker Junge! Und nach Liebeserwiderung schmachtet ja Dein armes Herzchen! Bist Du bereit? Das Nöthige hab' ich mitgebracht und an's stille Werk können wir gehen!"

Dem guten Beppino gruselte es freilich ein Bischen, als er mit der Alten in seine Hütte trat, als Monica die Thür hinter sich schloß, und als sie im hellen Mondschein — denn ein anderes als ein Himmelslicht durfte dem Werke ja nicht leuchten! — die sieben Sachen auskramte, die sie in ihrer Schürze trug; sonderbar genug sahen die sieben Sachen drein: allerlei krausiges Kräuterwerk, die Pfote eines Huhns, der Kamm eines Hahns, der Kopf einer todten Katze, und dazu, sauber in ein höchst unsauberes Papier gewickelt, ein weißes Pulver, das die Alte mit besonderem Grinsen hervorzog und mit besonderem Respect auf Beppinos wackeligen Tisch legte. Den Tisch rückte sie dann an die verschlossene Thür, gerade wo der Nunzio, das Auge an der fingerbreiten Spalte, lauschte; denn den Schlaf wehrte der sich mit wilder Anstrengung von den Augen, und eine tolle Wuth loderte in seinem Krüppelverstande gegen die alte Hexe, die ihn einen lahmen Esel gescholten, der nichts gelte und ihrem

Zauber nicht zu schaden vermochte; und zu sich selber sagte er: „Ob ich dir nicht schaden kann, das wollen wir doch sehen, du alte Katze! Wo die Monica hingerufen wird, da tritt der Tod oder das junge Leben über die Schwelle; die kennt die Kräuter, und Säfte, die den Menschen hinüberhelfen in's andere Leben, oder neues, frisches Blut ergießen in die kranken Glieder, oder die Liebe erwecken in den Herzen der Mädchen für den unglücklich sehnenden Freier. Einen Liebestrank kommst Du aber doch nicht zu brauen! Einen Liebestrank braucht die verliebte Lia ja nicht! Und einen andern Trank willst du hier bereiten. So warte nur! einen Sindaco giebt's noch im Dorfe, und brauest du den Tod, so gnade dir Gott!"

Und doch war es ein Liebestrank, den die Alte zu kochen kam; von ganz besonderer Art aber sollte er sein, und zu einem gar ernsten und schweren Werk war sie gekommen, und gar emsig war sie seit acht Tagen in den Felsenthälern herumgetrippelt, um ihre Kräuter zu sammeln, und gar weit, bis in eine bergverlorene Einsiedelei war sie auf ihrem Stocke gehinkt, um bei dem Klausner, der dort wohnte und die geheimsten Kräfte der Natur kannte, das weiße Pulver zu bereiten, das sie jetzt in den Kessel streute, mit Wasser vermischte und in geheimnißvollen Worten besprach.

„Beppino," sagte sie nun, als das Feuer unter dem Kessel knisterte, „hast Du gethan, was ich Dir gerathen?"

„Ja," antwortete der junge Mann; „die schönsten Fische brachte ich ihr gestern und heute. Dem Don Paolo gehörten sie zwar, denn für sein Albergo sind ja alle Fische, die ich fange. Ich mußt' ihm was vorlügen, und er hat's auch geglaubt."

„Und was sagte sie dazu?"

„Gestern wollte sie nichts von mir und meinen Geschenken wissen, und schalt mich sogar tüchtig aus, wie ich's ja schon gewöhnt bin; dabei schaute sie aber doch immer wieder zu den Fischen, und da ich ihr die größten ausgewählt hatte, so ließ das Schelten nach; — und ich denke, sie haben ihr geschmeckt, denn heute war des Scheltens schon weniger und rascher gingen auch die Fische von meiner Hand in die ihre. — Ach!"

„Ach!" seufzte er dazu; denn die Hauptsache hatte er gar noch nicht gesagt, und die Hauptsache war eben die, daß die Donna Francesca — von ihr war ja natürlich die Rede — als der junge Mann sich mit geleertem Fischkorb von ihr verabschiedete, ihm nachgerufen hatte:

„Glaube aber nur nicht, Beppino, daß Du mich

mit Deinen Fischen gewinnen wirst! Die Lia schlage Dir aus dem Sinn! Die ist nicht für einen Fischerknaben bestimmt!“

Und er wußte doch sehr genau, daß die nette, braune Lia ganz andere Gedanken hatte; denn wenn er vorbei kam, und sie saß hinter ihrer Mutter, so lächelte sie ihm so freundlich über Donna Francescas Schultern zu, und machte ihm allerlei Zeichen, und so komisch und so niedlich war sie dann anzusehen, wenn die Mutter, die wohl etwas gemerkt haben mochte, sich zu ihr umsah, und wenn dann die kleine Hexe plötzlich da saß, als könne sie nicht bis drei zählen und mit gesenktem Köpfchen so emsig und unschuldig stickte oder nähte, als dächte sie überhaupt nicht an einen jungen, schönen Fischerknaben.

Das „Ach!“ hatte die Monica wohl gehört und was es bedeutete, das konnte sie sich auch wohl denken; denn die Donna Francesca kannte sie und kannte auch ihr hartes Herz; das harte Herz hatte sie sich aber geschworen zu brechen, denn so flehend und bittend hatte die kleine Lia ihre Hilfe angerufen, und weinend hatte sie sich an der alten Kräuterfrau Hals gehängt und hatte zu ihr gesagt: „Monica! ich weiß ja, daß Du die Kunst verstehst, und, wenn Du es nur wolltest, so könntest Du mir helfen! Der Nina hast Du voriges Jahr geholfen; dem Carmelo, der nichts von ihr wissen

wollte, hast Du einen Liebestrank gebraut und dann hat er sich in sie verliebt und jetzt sind sie das glücklichste Paar von der Welt! und der Teresina hast Du auch geholfen . . . !"

„Ja, Mäuschen!" hatte die alte Monica darauf geantwortet, und aus all ihren Falten und Fältchen in das hübsche Mädchengesicht hineingelächelt, „das war aber was ganz Anderes! und einen ganz besonderen Trank müßte ich brauen, wollte ich Deiner Mutter eine Neigung beibringen, daß sie Dir den Beppino zum Manne gäbe!"

Die Lia konnte dies freilich begreifen, und daß es nicht so leicht gehen würde, das glaubte sie schon; aber der alten Monica war ja nichts unmöglich, sie war eine so kluge Frau! Und die Lia verstand es, mit so schönen Redensarten und so harten, funkelnden Goldstücken, und so feinen, molligen Seide- und Wollgeweben sich bei der Alten einzuschmeicheln, daß diese ihr am Ende nichts mehr verweigern konnte. Gar schwierig freilich sei die Arbeit, meinte sie, denn ganz besondere Kräuter und Pulver gehörten dazu, und Beppino müßte ja auch dabei mithelfen, denn durch seine Hände müßte der Saft rinnen und auf seinem Herde gekocht werden! und sie selber aber, die kleine Lia, sie müßte dann das Weitere besorgen, und ihrer störrigen Frau Mutter das Wasser in den Kaffee

gießen — und wie lachte da der kleinen Lia das Herz, als sie hörte, daß sich ja doch Alles einrichten ließe, und daß es eine so leichte Sache wäre! — Denn was war denn dies Alles, von dem die Alte so heimlich und so gruselig that! Gar nichts war es ja, wenn sie an das Glück dachte, das ihr daraus entstehen würde, an das Glück, die Frau des schönen Beppino zu werden, des stärksten und gewandtesten Burschen der ganzen Umgegend, der so leicht die Tarantella tanzte und so fein dazu sang, und der so prächtig in seine Barke dreinschaute, wenn er, den Dreizack in der Hand, am Vordertheile aufrecht stand und singend hinauszog auf das weite, blaue Meer! Hätte sie etwas von den alten mythologischen Geschichten gewußt, sicher hätte die kleine Lia an einen jungen, starken, lebensfreudigen Poseidon gedacht, oder auch gar noch an den mächtigen und so gewaltig schönen Gott der Unterwelt, der ja auch mit seinem Dreizack, zu den heidnischen Zeiten, in diesem Lande umherreiste und hübsche Mädchen entführte; und, hätte die Lia von jenen Liebesfabeln der alten Heiden gehört, ach! die Persephoneia, ja, die hätte sie gewiß schon gerne gespielt, hätte sich auch gar nicht gesträubt bei dem furchtbaren Raubunternehmen, sondern wäre willig und jauchzend auf ihres Gottes Wagen aufgesprungen und mit ihm gefahren, wohin er sie entführt hätte: zum Himmel, zur Hölle, auf's weite Meer hin-

aus — und am liebsten noch in die kleine Fischerhütte, die so heimlich und traulich dort unten bei der Felseninsel am Strande lag, und wo jetzt die alte Monica mit Murmeln und Besprechen und Singen und Bekreuzigen ihr gespenstiges Wesen trieb.

Im Kessel kochte das ganze Hexenpräparat. Beppino hatte noch einen Seekrebs herbeibringen müssen, dem die Monica die Scheeren ausriß und dieselben in den Topf warf, und auch einen Tintenfisch, dem der Saft ausgepreßt wurde; -- fürwahr! ein sauberes Tränkchen, dachte Beppino bei sich, und freute sich im Stillen, daß die hochnasige Francesca dies zu trinken bekommen würde. Von draußen hörte man das Schnarchen des getreuen Nunzio; der that aber nur so, um keinen Verdacht zu erwecken und ruhig durch seine Spalte zuschauen zu können. — „Höre, Beppino," sagte die Alte, „jetzt ist der Trank bald fertig! Nur Eines aber fehlt noch! Ein lebendiges Thier muß, beim letzten Aufbrausen des Wassers, in den Kessel geworfen werden, damit die volle Kraft des Lebens in den Saft übergehe!"

Siehe! da huschte eine Eidechse in eine Felsspalte an der hinteren Wand. „Dort! dort!" rief Monica, und schon war Beppino daran, das Thierchen aus seinem Schlupfwinkel hervorzugraben; die Steine löſten sich unter seinen Fingern; an diese Arbeit war er ja

schon gewöhnt! Santa Madonna! wie hatte sich das Eidechschen doch so tief verkrochen! . . . Und jetzt mußte er es doch fassen, . . . dort schillerte es ja so seltsam aus der Höhlung, . . . und, Santa Madonna! was war denn das, das so seltsam schillerte? und in welche tiefe, leere Oeffnung griff plötzlich seine Hand? . . . und wie wühlte sie sich ein in einen so wunderbaren Haufen von kalten, harten, klingenden Stückchen oder Steinchen?

„Hast Du sie gefaßt, Beppino?“ rief Monica.

Ja, er hatte die Eidechse jetzt in der Hand. Als er aber aus der tiefen Höhlung hervorkroch und der Alten das Thierchen hinreichte, sah er ganz verstört aus. — „Ja, ja,“ meinte Monica, „Du bist eben noch nicht an diesen Zauber gewöhnt!“ — Beppino aber guckte sich um nach seiner Ecke, ob man nichts merke; es war Alles in der Ordnung; er hatte rasch einen dicken Stein in die Spalte gestopft. „Santa Madonna!“ dachte er, indem er so hinschaute, „wenn das der alte Sirenenschatz wäre!“

Die Monica war fertig. Der Trank war gebraut und in ein Fläschchen gefüllt, über das sie dreimal das heilige Zeichen des Kreuzes schlug und das sie alsdann zu sich steckte.

„Beppino!“ sagte sie dann, „von dem Allem, was in dieser Nacht hier vorgegangen, darf kein Mensch

etwas erfahren! Schwöre es bei der heiligen Jungfrau und bei Deinem besonderen Schutzpatron! Sonst verliert der Zauber die Kraft, — und Du weißt auch wie streng der Herr Sindaco gegen die Zauberei fahndet!"

Dem Beppino fiel es nicht schwer, den Schwur zu leisten, und noch weniger denselben zu halten; denn sich selber hatte er schon im Stillen geschworen, daß von Allem, was er gesehen, Niemand etwas erfahren sollte! Niemand, besonders aber Don Paolo nicht, der feine Forestiere, der so rasch bei der Hand war, wo es galt, der Anderen Geschäfte zu besorgen! Niemand, und auch die alte Monica nicht, die jetzt so still zwischen den Felsen forthuschte, und die glaubte, sie besitze alle Geheimnisse dieser Nacht! — und das wahre Geheimniß, das kannte ja Beppino allein! — Und jetzt, . . . jetzt horchte er, zuerst in das silberne Mondlicht hinaus, ob auch Alles schlafe, und ob er auch ganz allein und unbeobachtet sei? Das Meer rauschte dumpf; der Mond zog zum Horizonte hinunter; kein Lüftchen rührte sich; nur hinter der Thüre, da hörte man das langgedehnte Schnarchen des Nunzio. — „Der schläft!" dachte Beppino und nun trat er in seine Hütte zurück, zündete seine Ampel mit dunstendem Oeldocht an, kniete nieder, rutschte bis in die hintere Ecke, wo die Felsen schon eine Decke bildeten löste den Stein, leuchtete hin=

ein, — und dort lag es ja blinkend und blendend, in goldenen Haufen übereinander, ein Rinnen von Münzen und von Spangen und von kostbarem Geschmeide, daß er seinen Augen nicht traute und die Hand mit zaghaftem Beben hineinschob, um zu tasten und zu fassen, und von dem kalten Anfassen des Metalles schreckte er fast zusammen, und dann gewöhnte er sich aber daran, und plötzlich überkam ihn eine göttliche Freude, und fast hätte er aufschreien mögen vor Lust, wie er, auf dem Bauche liegend, die Ampel so weit als es ging, in die Höhlung schob, und dann mit seinen ausgestreckten Armen in den Schätzen herumwühlte und die blinkenden Goldmünzen wie Sand durch seine Finger rieseln ließ. Gar nicht satt konnte er sich wühlen; gar nicht satt konnte er sich sehen an dem gleißenden Goldglanze! Jetzt, endlich, schaute er sich weiter um in der sonderbaren Schatzkammer: es war ein Gewölbe, wie man deren unter den alten Capellen findet, halb eingestürzt in einer Ecke, mit wirr übereinandergeschobenen Steinbalken; aber anders als in den Capellen sah es doch hier aus, denn an den Wänden hin standen lebensgroße Marmorbilder, fast unversehrt, schlanke, weißleuchtende Gestalten, auf breitem Postamente, die mit ihren emporgehobenen Armen und auf ihrem herniedergesenkten Kopfe die weite Wölbung zu tragen schienen, und so seltsam herunterlächelten zu ihm aus ihren leeren

Marmoraugen, daß es ihn fast gruselte ob der weihevollen Stille dieses wunderbaren Heiligthums. Aus der Mitte der Wölbung waren dicke Quadern heruntergefallen, und die waren's, die das weitbäuchige, schöngeformte Gefäß, das dort wohl wie auf einem Altar gestanden hatte, umgestürzt und in Stücke zerschlagen hatten; und aus dieser Vase, die mit zerbrochenem Henkel und zerplatzten Wänden auf der Erde lag, da waren all die Kostbarkeiten hervorgequollen, die jetzt in des Fischerknaben Fingern herumkollerten.

„Santa Madonna! Madonna Santissima!" sagte er einmal über's andere, und wie ein Traumbild flog es ihm durch den Kopf, daß er ja jetzt reich sei für sein Lebenlang und daß er die Lia zur Frau haben werde, auch ohne Zauber und Liebestrank! Und fast hätte er laut aufgejubelt; — sein Jubeln hielt er aber zurück, denn plötzlich mußte er an Don Paolo denken, und wie er es wohl anfinge, um diese Schätze für sich selber zu behalten und nicht von dem klugen Forestiere um die Hälfte seines Glückes gebracht zu werden. Ja, das war freilich eine ernste Sache, und wundern konnte man sich nicht, daß sie dem braven Beppino Kopfzerbrechen machte, und daß es eine gute Weile dauerte, ehe er zu einem Entschlusse kam.

Zum Entschlusse war er endlich doch gekommen, und ein ganz schelmisches Schmunzeln glitt ihm über

die Lippen, als er, wohl eine gute Stunde später, mit seinem Boote von der kleinen Felseninsel zu seinem Hüttchen zurückkehrte. Nur ein paar Ruderschläge vom Ufer entfernt lag die Insel; dem Don Paolo gehörte sie; dort war auch ganz nahe beim Ufer eine verlassene Fischerhütte, mitten in den Felsen und im Gestrüpp; die Hütte und die Felsen kannte Beppino genau und auch die tiefen Löcher kannte er, die sich in die Felsen gebohrt hatten und wo man einen ganzen Sirenenschatz vor Gott und vor den Menschen auf Jahrhunderte hinaus verbergen könnte. Das Schifflein hüpfte jetzt viel leichter über die Wellen als beim Hinfahren; Beppino band es wieder an seinen Stein an; dann holte er eine Schaufel und eine Hacke, die er, Gott weiß, zu welchem Zwecke, mitgenommen hatte, heraus, stellte sie wieder in ihre Ecke in seinem Hüttchen, dann steckte er noch einmal den Kopf durch das Loch in der Mauer, das jetzt viel größer war, als vorhin, und schaute sich nochmals um in dem stillen Heiligthume: nur ein ganz kleines Häuflein Goldes lag aber noch dort! dann steckte Beppino ein paar Münzen in die Tasche, stopfte Alles wieder ordentlich zu, mit Steinen, Sand und weichem Moos, und als der lahme Nunzio am anderen Morgen aus tiefem Schlaf erwachte und in das Häuschen rutschte, da war auch nichts mehr zu merken von all' dem Zauber, der sich während dieser Nacht hier abge-

spielt hatte. Beppino selber aber, der schaute so lachend und munter in den goldenen Morgenschein, daß man hätte glauben sollen, es lache in seinem Herzen eine ganz besondere, funkelnagelneue Sonne und daß der lahme Nunzio mit einem verschmitzten Grinsen des ganzen Gesichtes zu ihm sagte: „Na! fast möchte man ja meinen, nicht die alte Monica sei heute Nacht in dieser Hütte gewesen, sondern die hübsche — —" aber zürnend gebot ihm Beppino Schweigen; denn von dem Besuche der Monica durfte ja Keiner sprechen, und den andern Namen, den wollte er überhaupt nicht dem grinsenden Kobold erlauben über seine Lippen zu bringen.

So fröhlich und leicht war es an diesem Morgen der hübschen Lia freilich nicht zu Muthe, als sie heimlich das Fläschchen von der alten Monica in Empfang nahm, und heimlich — und ach, Gott! mit welchem Bangen, daß jetzt die Thüre sich öffne! — den braunen Saft in ihrer Mutter Kaffee goß. Aber leichter ward ihr's um's Herz, als Donna Francesca mit einem Schluck und Ruck, in ihrer energischen Art, ihre Tasse leerte und wieder auf den Tisch hinstellte, wie Eine, die gar nichts gemerkt hatte. Einen besonderen Beigeschmack mußte ihr Kaffee aber doch wohl gehabt haben, denn sie verzog jetzt mit einem Mal das Gesicht, schnalzte mit der Zunge und schüttelte sich sogar dazu und rief

dem Don Ciccio in seine Bottega hinunter: „Der Don Paolo hat Dich wieder einmal hinter's Licht geführt mit diesem Kaffee! Den kauftest Du gestern bei dem Allerweltskrämer! Der schmeckt ja wie altes Meerwasser! Pfui! wie schmeckt der abscheulich! So geht's wenn die Männer einkaufen wollen! Der Don Paolo soll mir's aber büßen!" Hätte die Arme aber rathen können, was sie Alles mit einem Schluck und Ruck hinuntergetrunken hatte, und daß die alte Kräuter-Monica und gar der schöne Beppino, und gar noch zu welchem Zwecke! dabei mitgeholfen hatten, — der Himmel allein weiß, welch' entsetzliches Donnerwetter losgebrochen wäre über die Schuldigen, und erst recht über die kleine Erzschuldige, die jetzt so unschuldig zu ihrer Schürze heruntergucke und mit sorgsamer Hand die Fältchen glättete, die sich über Nacht hineingelegt hatten. So wußte aber und merkte die Donna Francesca nichts, und nur ihren gewohnten Ausdruck gab sie ihrem Gesicht, als sie den Beppino mit seinem Fischkorbe von Weitem heranziehen sah, und der Ausdruck verzog sich sogar noch um ein Weniges, als Beppino näher trat, und den Korb mit behendem Arm vom Kopfe nahm, die Seegräser, die seine Fische bedeckten, lüftete, und einen großen, breiten, in Silberfarbe schillernden Merluzzo auf beiden Händen, sorgsam wie ein kleines Kind, in die Bottega ihres Mannes trug. „Santa Madonna!"

dachte die Francesca dabei, „ein hübscher Bursch ist der Beppino schon, und seine schönsten Fische, die bekommt doch der lumpige Kaffeebetrüger, der Don Paolo, nicht! Die trägt der brave Junge in unser Haus!" Sie sagte es sogar laut vor sich hin, während man den Beppino unten einige Worte mit dem gutmüthigen Ciccio wechseln und dann raschen Laufes die enge Treppe heraufspringen hörte; und der Lia fuhr bei ihrer Mutter Worte ein heißer, rother Blutstrom in's Gesicht, denn sie mußte an den Liebestrank denken, der so kräftig und heilsam war, daß er, kaum genossen, schon zu wirken anfing. Noch viel freundlicher aber wurde Donna Francescas Blick, als Beppino jetzt eintrat und mit seinem hübschen Lächeln, daß die weißen Zähne durch die rothen Lippen blitzten, auf etwas Glänzendes deutete, das der Fisch im Munde hatte; Etwas glänzend Gelbes, wie ein Goldstück, — und ein Goldstück war es ja, Santa Madonna! und die Francesca, wie die kleine Lia, schrieen laut auf vor Verwunderung, und von einer Hand in die andere wanderte das Goldstück, und die Nachbarn rief die Francesca vom Fenster heraus zusammen, und rannte mit Beppino und mit Lia die Treppe hinunter, und im Nu stand es voll von Leuten in der engen Straße, von alten und jungen, von Weibern und Männern und Kindern, kapuzenbehauptet, barfuß, fetzenbehangen, mit unordentlichen Haaren im Gesicht, und Alles schrie und

rief und heulte und lachte durcheinander, und Allen mußte Beppino sein Goldstück zeigen, und Allen erzählen und zehnmal wiedererzählen, daß er's in seinem Hause gefunden, und daß noch andere dort lägen! Und zu Don Paolo wolle er es tragen, rief Beppino, der kenne ja den Werth dieser alten Sachen und verkaufe sie an durchreisende Engländer und Deutsche; und was verstehe denn er, der Beppino, von all' diesem Kram? und was solle er damit anfangen? Don Paolo möge ihm nur ein hübsches Stück Geld dafür geben, und sein ganzes Fischerhäuschen mit Allem, was darin läge, sei er bereit ihm zu verkaufen, und ein hübsches Stück Geld sei es jetzt schon werth, denn gar wunderbare Dinge habe er in dieser Nacht hinter seinen Mauern entdeckt! Da gab's wieder ein Verwundern, ein Bekreuzigen und ein Schreien unter den Leuten! Und die alte Monica, die auch auf ihrem Stocke hergehinkt kam, stieß die kleine Lia mit bedeutungvollem Blick in die Seite, als Donna Francesca plötzlich dem Beppino ein recht freundliches Gesicht zuwandte, wie man es bei ihr bis dahin noch niemals gekannt hatte, und zu ihm sagte:

„Weißt Du, Beppino, ein braver, ja, ein kreuzbraver Junge bist Du doch! Und ein braves, ja, auch ein kreuzbraves Mädchen kriegst Du doch noch zur Frau!“

Worauf ihr Mann dem Beppino mit derbem Lachen auf die Schulter klopfte, und, zu seiner so seltsam umgewandelten Ehehälfte hinüberblinzelnd, ausrief:

„Der hast Du wohl seit gestern einen Liebestrank unter Deine Fische gemischt, daß sie Dich plötzlich mit so süßen Worten anlächelt!“

Heilige Madonna! Wer da die Gluth gesehen hätte, die sich über Lias Wangen ergoß, und das Pochen ihres kleinen erschreckten Herzchens gehört hätte! Keiner aber hörte, noch sah's, und sittsam schaute das kleine Herchen aus seinen schwarzen Augen zu dem goldtragenden Fische hin, der so stattlich und verlockend auf Beppinos Händen ruhte. Einer aber hätte bald Etwas gemerkt, wenn er nur ein paar Schritte näher gestanden hätte, und das war Don Paolo, der vom anderen Ende der Straße, die Hände in den Hosentaschen, langsam hergegangen kam, wie Einer, der Etwas wittert und sich behutsam forschend der Stelle nähert, wo es was für ihn zu schaffen gäbe. Er war gerade unter dem Thor seines Albergo gestanden und einigen blaubeschleierten, alterthumsbegeisterten Damen und alterthümlichen Jungfern hatte er die Kunstschätze dieser Gegend und die Vorzüge seines Gasthofes gepriesen, als von Weitem das Schreien der Donna Francesca und ihrer Gevatterinnen an sein Ohr drang

„Was zum Henker!“ sagte er halblaut vor sich hin, „haben denn die Leute dort so zu toben vor des Tischlermeisters Bottega? Hätte sich der Schalk wieder einmal den Spaß erlaubt, ohne meine Vermittelung ein gutes Geschäft mit einem Fremden zu machen?“

Und Don Paolo lachte in seiner Art ob der verschmitzten Klugheit dieses Gesindels, das ihm nach und nach sein Handwerk ablernte und sich von seiner Maklervormundschaft emancipirte. — „Verfluchte Kerle, diese Sicilianer!“ lachte der Fritz Lindwurm vor sich hin, „gewandt wie die Katzen und gelehrig wie die Affen! So wahr ich Don Paolo heiße, noch gescheuter als ich!“ — und freute sich ob dieser letzten Bemerkung; denn er dachte ja doch das Gegentheil. Langsamen Schrittes, den langen Backenbart durch die beweglichen, spitzen Finger streichend, das Auge unverwandt auf sein Ziel gerichtet, bewegte er sich über den Platz, an der Kirche vorbei, wo seine gefühlvollen Damen und ältlichen Jungfern jetzt im Anblick eines ganz gewöhnlichen, irdenen Waschtopfes schwärmten, in welchem sie den griechischen Stil, ja die altegyptische Tradition ganz deutlich wiederfanden. — „Ei! ei!“ sagte jetzt Don Paolo zu sich selber, „der Beppino ist ja auch dabei, und Fische scheint der wieder einmal an Andere als an mich zu verkaufen!“ — Und da blieb er stehen

und ganz allein für sich lachte er hell auf, daß die topfschwelgenden Jungfern und Damen sich verwundert zu ihm umschauten und gar nicht wußten, was sie aus dieser unverständlichen Heiterkeit machen sollten; er aber lachte, weil es ihm eingefallen war, daß Beppino mit seinen Fischen der Mutter seiner kleinen Lia vielleicht gar den Hof machte, und es kam ihm gar zu lustig vor, von dem Fischerknaben zu solchem Zwecke um seine schönsten Fische gebracht zu werden. — „Ist gar nicht so dumm, der schöne Beppino!" dachte er, „und versteht sein Geschäft schon ausgezeichnet!" — Und da kam er gerade dazu, wie der Ciccio von dem Liebestrank sprach, und bemerkte plötzlich das kirschenrothe Gesicht der kleinen Lia; und da trillte er noch heftiger an seinem Backenbart herum, schmunzelte noch schalkhafter als bis dahin, und sagte nur: „Hm! Hm!" und dann guckte er zu Beppino hin, der eben seiner zukünftig erhofften Frau Schwiegermutter einen ganz sonderbaren Blick zuwarf, als denke er an etwas recht Drolliges; — dachte er ja auch an einen gewissen, braunen Saft, den man heute Nacht in seinem Hüttchen für die hochzuverehrende Matrone gekocht hatte.

„Was ist denn das hier?" fragte ihn aber jetzt Don Paolo, der das Goldstück erblickt hatte und plötzlich ganz lebendig geworden war; und das gelbe Metallplättchen riß Don Paolo der Francesca aus

der Hand, drehte es in den Fingern herum und beschaute es von allen Seiten, daß ihm die Augen fast aus dem Kopf traten, sah sich dann im Kreise herum und sagte einmal über's andere: „Santo Diavolo! Wer hat das gefunden? Dem kauf ich's ab! Eine halbe Unze ist es werth; hier ist das Geld, wem gehört's? Das Goldstück ist mein!" — Und als er aber hörte, daß Beppino der Finder sei, und daß noch vieles Andere in seiner Hütte liege, und daß er jetzt bereit sei, ihm die ganze Bescheerung und das Häuschen dazu zu verkaufen, da hatte er im Nu seine natur- und topfbewundernden Damen und Jungfern vergessen, und noch hatte Beppino nicht ausgeredet, so lief auch schon Don Paolo wie ein Jagdhund, der eine Fährte gefunden hat, den Berg hinunter, der Beppino hinterdrein, und hinter Beppino die ganze schreiende Gesellschaft, und zu guter Letzt die Donna Francesca, die noch schnell ihr Töchterchen in's Zimmer eingeschlossen und den Riegel vorgeschoben hatte, denn vorsichtig war die Donna Francesca, und ein hübsches Mädchen, dachte sie, ist am besten verwahrt, wenn es trocken hinter Schloß und Riegel sitzt. Sie selber aber lief dann wie wahnsinnig den Berg hinunter, denn des Don Paolo Freudenschrei hatte sie noch in den Ohren, wie er bei Beppinos Erzählung ausgerufen hatte: „Der hat den Schatz gefunden! Den kauf' ich ihm ab!" — Und in ihrem

Kopfe tanzten Beppinos Goldstücke einen so sinnverwirrenden Veitstanz, daß es ihr beim steilen Bergablaufen mit einem Male ganz schwindlig zu Muthe wurde, so kalt und dann wieder so heiß und so krabbelig um den Magen herum, gerade als ob die plötzliche Aufregung ihre gewöhnlich so regelmäßig und sicher arbeitende Natur in eine für sie ganz neue und unbekannte Störung versetzt hätte. Ja, sie mußte stehen bleiben, so krampfhaft schnürte es ihr die Brust zusammen, und an der Nachbarin Arm mußte sie sich festklammern. Aber Donna Francesca war eine energische Frau, das wußte man längst im Dorfe, und was sie wollte, das wollte sie! und jetzt wollte sie dabei sein, wenn dort unten ein Schatz gehoben würde, und weil sie es wollte, so mußte es auch so geschehen! Sie wischte sich rasch den Angstschweiß von der Stirne, und gerade jetzt erblickte sie den Beppino, wie er mit Don Paolo in sein Häuschen lief, allen Andern weit voran, und sie hörte, wie Don Paolo ein lachendes Freudengewieher ausstieß, und den lahmen Nunzio hörte sie von unten aufschrein: „Der Schatz wird gehoben, da darf Keiner hinein!“ — Und mit seiner Krücke fuchtelte das bucklige Männchen wie besessen vor der Schwelle um sich her, und die alte fettglänzende Krücke schwang er wie der Erzengel Michael das Flammenschwert vor des Paradieses Pforten. Wie aber Donna

Francesca dies Alles hörte und sah, da fuhr es in ihrem Herzen herauf, wie eine Welle von urfreundlicher Liebenswürdigkeit und Güte, und sie konnt' es nicht wehren und konnt' es auch nicht für sich selbst behalten, so lieblich und verführerisch klang das Schatzheben an ihr Ohr! Zu ihrer Nachbarin bog sie sich plötzlich hinüber und leise raunte sie ihr zu: „Du Carmela! Wenn wir noch jung wären, wie damals, was meinst Du? . . . Der Beppino ist doch der schönste Bub von weit und breit!" — Und da kein Anderer sie hörte, noch sah, so stießen sich die beiden Matronen vertraulich kichernd mit den Ellenbogen in die Seite, und so lustig waren die Gedanken, die sie sich jetzt machten, daß sie sich nochmals und noch stärker mit den Ellenbogen stießen, und nochmals kicherten und daß die Donna Francesca einmal über's andere sagte: „Santa Madonna! Daß die Lia verliebt ist in diesen Jungen, kann ich ihr nicht verdenken! Seine Fische sind ja auch die besten von allen, und erst der Schatz! Wenn es wahr wäre, daß er den Schatz gefunden! . . ." —

Mit dem Schatzhebergeschäfte ging es aber derweilen dort unten in aller Ordnung von Statten; und ein Geschäft war es ja, das die Beiden hinter verriegelter Thür und unter Nunzios krückenschwingender Ueberwachung abmachten, ein Geschäft, bei dem ein Jeder den Andern, mit wohlüberlegter Scheinehrlichkeit

auf's Schlaueste und Gutmüthigste zu übervortheilen suchte.

„Mein guter Beppino," sagte Don Paolo zu seinem Gefährten, während dieser mit einem verschmitzten Lächeln seine Oelampel anzündete, „ich hab' es gesagt und nehme mein Wort nicht zurück, wenn ich gleich mein Geld dabei auf's Spiel setze; denn läßt Du Dich mit einem Anderen ein, so wirst Du betrogen und belogen, und ein zu braver Junge bist Du, als daß ich Dir nicht mit Rath und That beizustehen bereit wäre! Siehst Du, Beppino, die ganze Bescheerung und das Häuschen mit, das Alles kauf ich Dir ab, so wahr ich Don Paolo heiße! Ist ja nicht mehr viel werth, das alte Steinhüttchen — und weißt Du, ich zahle sogleich, heute, hier, in baarem Papiergeld! — Geld trage ich ja immer bei mir, trotz Räuber- und Brigantengesindel! — und brauchst Dir darüber keine Sorgen zu machen, Du kennst mich ja, mein braver Junge!"

Beppino, der brave Junge, kannte ihn freilich ganz genau, und weil er ihn so genau kannte, so mußte er schmunzeln über den ernsthaften Ton, in welchem das Alles gesagt wurde, so ernsthaft, daß man den Fritz Lindwurm gar nicht wiedererkannte.

„Ja," antwortete Beppino, und kniete zur Erde nieder und schob die losen Steine auseinander, und leuchtete dem Don Paolo mit der Ampel auf den dort hinten

an der Erde schimmernden Goldhaufen, daß es dem Schwaben gelb und grün vor den weit aufgerissenen Augen herumflimmerte; „ja, siehst Du, Don Paolo, den Schatz hab' ich wohl jetzt gefunden! und komm nur näher! Krieche nur durch die Oeffnung! — siehst Du die alten weißen Marmorbilder? Die sind wohl auch ein gut Stück Geldes werth, was meinst Du?"

Don Paolo meinte es wohl auch. „Santo Diavolo!" murmelte es in seinem Herzen. „Dein Glück, Fritz Lindwurm, hälst Du jetzt in Deiner Hand!"

„Ja," sagte er dann laut, als er wieder hervorgekrochen war, und mit ein paar Goldmünzen, die er sich vorsorglich mit herausgenommen, in der Hand herumspielte, — „ja, Beppino, wie viel soll ich Dir denn für den ganzen Heidenkram da drinnen geben? Na, ein Glück, mein gutes Freundchen, daß Du den Don Paolo auf Deinem Wege gefunden hast! Santo Diavolo! Wie hätte Dich ein Anderer hinter's Licht geführt, und hätte Dir bewiesen, daß dies Gold da nur dummes Messing, und die Bilder dort drin nur werthlose, alte Steine sind! Ich bin aber nicht von der Art! — daß ich auch etwas dabei verdienen will, das kannst Du Dir freilich denken! Hahaha! Denn für meine Mühe und für meine Ehrlichkeit gebührt mir ja auch etwas! Umsonst ist nur der Tod!" fügte er

lachend hinzu, denn er stak voll von allerlei wohlfeilen Sprichwörtern und Redensarten, die er mit pfiffiger Berechnung am unrechten Orte anbrachte und die wie ein augenblendender Staub von treuherziger Schalkhaftigkeit um seine Reden herumwirbelten.

Don Paolo war jetzt plötzlich wieder der alte lachlustige Geselle geworden; mit allerlei Geberden und Späßen zog er seine Brieftasche hervor und zählte dem lauschenden Beppino seine Hundertfrancsscheine langsam auf den Tisch, und hielt zuweilen in der Arbeit inne, und lachte den Fischerknaben schelmisch an und sagte halblaut zwischen den Zähnen: „Hm, Freundchen, hübsche Farbe hat sogar das Papiergeld — wenn es in unsere Taschen fliegt; — und das ist ja jetzt Dein, Du Allerweltsjunge! Du bist ja jetzt ein steinreicher Mann, und die Lia, hahaha! die Lia kannst Du Dir jetzt kaufen! hahaha! . . . Und jetzt schreiben wir's auf dies Papier auf, . . . Du machst ein Kreuz darunter, weil Du ein unwissender Mensch bist, der nicht einmal seinen Namen schreiben kann, und doch so viel Geld an einem Tage verdient! — Wir schreiben hin, daß Du mir Dein Häuschen, mit Allem was drin steckt, verkaufst — hier! Was meinst Du, Du Glückspilz, der Du bist!"

Beppino schaute ihm ruhig in die Hundertfrancsscheine, und recht viele schienen's ihm zu sein; so viele

hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht beisammen liegen sehen! — aber seine Gedanken hatte er doch dabei; und wenn er sich auch blöde stellte, so blöde wie er aussah war er noch lange nicht.

„Na!" sagte Don Paolo, und schob ihm die Feder zum Kreuzmachen zwischen die dicken Fischerfinger. Beppino aber kratzte sich mit einem Male hinter dem Ohr, schaute sich dann in seinem Häuschen um und antwortete:

„Ich will ja schon, Don Paolo! Aber wenn ich Dir jetzt mein Haus verkaufe, wo schlafe ich heute Nacht? Und wo bringe ich meine Fischergeräthe unter?"

„Hast ja Geld genug, Du dummer Junge! Kannst in meinem Albergo wohnen, wie ein Engländer, und das Fischefangen dem Nunzio überlassen!"

So klug war aber Beppino schon, daß er wußte, was er von diesem Rathe zu halten hatte.

„Nein, Don Paolo," sagte er, „ein Haus ist ein anderes werth. Meinen Schatz, der ja mein Eigenthum ist, da ich ihn gefunden habe, den verkauf ich Dir gern für Dein Geld; willst Du das Haus dazu, so sollst Du es haben, aber ein anderes mußt Du mir dafür geben."

„Du verfluchter Sicilianer Du!" lachte jetzt der Fritz Lindwurm in seinem guten, schwäbischen Deutsch

dem Jungen in's Gesicht! „Du bist ja gar nicht so dumm, wie Du aussiehst!“ — Und da kam ihm plötzlich ein ganz herrlicher Gedanke:

„Santo Diavolo!“ rief er, auf den Tisch schlagend, „weißt Du was? Ich gebe Dir dazu die Fischerhütte, dort drüben, auf der Felseninsel; und das ganze Stück Land, worauf sie steht, mit allen Steinen und Cactuspflanzen und auch noch mit dem Feigenbaum, der die Bude beschattet! Dort kannst Du schlafen, kochen, angeln, Fische backen, und Deine Lia kann Dir dort die Netze flicken, wenn Eure Rangen sie mal in Fetzen zerrissen haben werden. Hahaha! Ist das ein Vorschlag, Beppino? Den schreiben wir dazu und dann machst Du Dein Kreuz!“

Dem Beppino gefiel der Vorschlag schon, und während Don Paolo eine Klausel hinzuschrieb, kniff sich von hinten der Fischerknabe die Augen gar sonderbar zusammen.

„Don Paolo,“ sagte er jetzt mit einem dummen Lächeln, „mein Haus kaufst Du mit Allem, was drin liegt; Dein Haus kaufe ich Dir auch mit Allem was drin liegt.“

Das war aber ein Lachen, das jetzt in dem engen Stübchen erschallte, so dröhnend, daß es in dem verfallenen Gewölbe dort hinten die weißen Marmorbilder fast aus ihrem tausendjährigen Schlafe erweckt hätte.

„Du bist doch ein ganz vermaledeiter Schlaukopf, Beppino! Alles was drin liegt, das sollst Du auch haben! Hahaha! Denkst wohl in Deiner Pfiffigkeit, weil Du hier einen Schatz gefunden, sollst Du jetzt in jedem Fischerhäuschen Gold und alte Marmorbilder finden! Findest Du welche, hahaha! so sollen sie Dir gehören! Hier steht's geschrieben! Nun mach Dein Kreuz! Ein Jeder von uns trägt sein Kreuz; muß ich nun auch das Deinige dazu tragen! So ist's recht: ein bischen krumm, wie Nunzio, und schmierig, wie seine Krücke, — aber 's geht ja auch so, und dem Reinen ist Alles rein! — und nun, steck' Dir das Geld in die Tasche, — und nun haben wir Beide, denke ich, das beste Geschäft gemacht, das uns jemals unter die Finger kam; und das beste glaubst Du doch gemacht zu haben und der Glaube macht selig! Hahaha! und hast's auch gemacht, so wahr ich Don Paolo heiße!"

„Und," dachte bei sich der Schalk, „Don Paolo heiß ich ja gar nicht, sondern Fritz Lindwurm aus Freudenstadt im Schwabenland, und Dich habe ich diesmal doch wieder übertölpelt, Du dummer Sicilianer!"

Dacht's, strich sich den Backenbart, half dem Beppino die Hundertfrancsscheine in die Tasche schieben, riß dann die Thür auf und rief lachend und jauchzend hinaus in die schreiende Menge:

„Jetzt ist der Beppino der reichste Mann von weit und breit! Den Schatz hat er gefunden, und mir hat er ihn verkauft, und das Geld steckt in seiner Tasche! Hurrah! Donna Francesca, die Lia kannst Du ihm jetzt geben! Sieh nur her, auf die hübschen Goldpapierchen, die er mit sich herumträgt!“

Und dem Beppino riß er die schmutzigen gelben Scheine aus der Tasche und flunkerte damit in der Luft herum, daß es dem Beppino angst und bange wurde, es möchte das liebe Geld im Winde fortfliegen, eben so schnell als es in seinen Beutel geflogen war.

Die Francesca aber, — es war das erste Mal in ihrem Leben — die blieb stumm vor Staunen; denn wie flimmerten und raschelten die Papierfetzen so gewaltig anziehend vor ihren Augen und Ohren! Ja, jetzt wurde die Sache ja ernsthaft, und kein bloßer Spaß war es mehr. Und wie dann Don Paolo ein paar dicke, glänzende Goldstücke aus seiner Tasche zog und wie er den herumstehenden, die Köpfe über einander steckenden Weibern erzählte, was Alles der Beppino dort hinten gefunden, da gab's plötzlich eine Stille, daß man geglaubt hätte, die ganze Gesellschaft stehe in der Kirche oder erwarte die Ziehung eines Lotterielooses. Selbst die alte Monica, die sich in die vorderen Reihen gedrängt hatte und beständig mit dem Kopfe nickte, wenn

sie hörte, wie die Francesca sich immer tiefer in Beppinos Lob hineinplauderte, selbst sie blieb unbeweglich vor Bewunderung, und den zahnlosen Mund weit aufgesperrt, vor Don Paolo stehen.

„Jetzt ist's gewonnen," dachte die alte Kräuterfrau, „hilft das Heidengold auch noch mit, so thut der Liebestrank sein Wunder gewiß!"

Eines hatte sie aber vergessen, und das Eine, das kam jetzt auf einmal so holperig und ungebeten zwischen den Beinen der Umstehenden zu ihr hergerutscht, mit seiner vor Schmutz glänzenden Krücke und seinem schlimmen Krüppelgesicht; und plötzlich, wie Alles so stille war, da rief es laut herauf, gerade der Monica unter die Nase:

„Den Schatz haben sie heute in der Nacht gefunden, wie die lebendige Eidechse in den Kessel geworfen wurde, als die alte Monica den Liebestrank braute für die Donna Francesca, damit die Lia den Beppino bekomme!"

Und noch lauter rief er dazu:

„Ein lahmer Esel hat's gesehen!"

Im selben Augenblick fuhr aber auch dem Nunzio eine Knochenhand über den Mund und, mit dem Stock nach dem Kobold schlagend, rief die Monica: „Halt's Maul, Nunzio! Der Zauber verfliegt!"

Ob der Zauber verfliege oder nicht, das war aber dem Nunzio ganz einerlei, der ja bis dahin bei der ganzen Schatzesgeschichte nur das Zusehen gehabt hatte und der bei sich dachte: „Hat Beppino den Schatz gefunden, und fällt nichts dabei ab für mich, da ich ihm doch das Haus gehütet habe, so soll er auch die Lia nicht bekommen!“ Und wie der Alten Stock sich gegen ihn erhob, da fuhr auch schon seine Krücke zwischen ihre dürren Beine und mit einem Ruck lag die Monica auf der Erde und zappelte und heulte und knirschte vor ohnmächtiger Wuth, während der Krüppel drohend mit der Krücke durch die Luft fuhr und in einem fort schrie: „Den Saft hat die Francesca getrunken, darum muß sie dem Beppino so gewogen sein! aber einen Sindaco giebt's noch im Dorfe!“

Weiter konnte der Nunzio nichts sagen, denn jetzt war Beppino herbeigesprungen, und wie noch einer Anderen, so war auch ihm der Angstschweiß ausgebrochen, als er den Unhold der Donna Francesca so den Liebestrank in die Ohren schreien hörte; und mit einem Ruck riß er den Buckligen von der Erde; denn dem mußte man's ausreden, sonst kam ja noch am Ende der gestrenge Herr Sindaco hinter den Zauber, und weiß der Himmel was aus dem Schatze werden würde! und wie eine kranke Ziege lud er den Heulenden und um sich Schlagenden auf seine Schultern, und der Francesca

rief er zu: „der Nunzio lüge wie ein Schelm und habe sich wohl betrunken, oder sei toll geworden über Nacht,“ und dann sprang er im Nu mit ihm in die Fischerhütte, wo den Beiden noch der um seinen Schatz besorgte Don Paolo folgte, und wo man die Drei dann eine ganze Weile wettern und rufen und fluchen hörte, als wäre dort eine ganze Versammlung von Dieben und Räubern und beutetheilenden Mordgesellen beisammen.

Wie angewurzelt war aber die Donna Francesca bei Nunzios Worten stehen geblieben. Ja, ja! der Beppino mochte ihr zurufen was er wollte; daß der lahme Nunzio die Wahrheit sage, das fühlte sie jetzt nur zu gut; denn es war ja so, sie konnte sich's nicht wegleugnen, ja, seit heute früh, war sie ja mit einem Male wie behext mit diesem Beppino, den sie doch bis dahin nicht ausstehen konnte! Und ob sie sich auch noch so dagegen sträubte, in ihrem inneren Willen, es half ja nichts, eine Art von Zauber brach diesen Willen, und der Beppino kam ihr immer hübscher, immer begehrenswerther für ihre Lia vor. Hatte sie sich doch schon so weit vergessen, vorhin, beim Heruntersteigen, ihrer Nachbarin, der dummen Carmela, die es sicherlich schon weiter geplaudert hatte, ihre geheimsten Gedanken auszukramen! Ja, das hatte die alte Monica gethan! Mit einem Liebestrank mußte sie sie bezwungen

haben! — und, hu! wie schüttelte sich die Donna Francesca, als sie jetzt daran dachte, daß der Nunzio ja von einer lebendigen Eidechse gesprochen hatte, und da bäumte sich aber auch ihre ganze Weiberkraft auf, und ihren unbändigen Willen raffte die Donna Francesca zusammen, und das wollte sie doch sehen, ob ein altes Kräuterweib sie mit Zauber und gräßlichem Eidechsenbräu an der Nase herum führen dürfe! Wie eine wilde Katze sprang sie plötzlich in die Höhe, und wer ihre flatternden Haare und ihre blutumlaufenen Augen und ihr vor Wuth zur grimmigen Furienfratze entstelltes Gesicht sah, der mußte sich wundern, daß es nur überhaupt einem jungen hübschen Fischerbuben einfallen konnte, dies Weib zur Schwiegermutter zu begehren! Und nun schrie die Donna Francesca zu der noch an der Erde wimmernden Monica hin: „Das sollst Du mir büßen, Du Hexe von einer Monica! und mitsammt Deinem Zaubertrank und Deinen lebendigen Eidechsen, die Lia kriegt der Beppino doch nicht! Er kriegt sie nicht! Er kriegt sie nicht! Meinen Willen hab' ich noch! Und ein Schuft und ein Schelm ist der Beppino! Und ein Gedenkblatt will ich Deinem alten Zauberschädel mit auf den Weg geben, daß Du an die Donna Francesca denkst Dein Lebenlang!"

Schrie's und mit einem Satze war sie zum Ufer hinuntergesprungen, wo Beppinos Barke losgebunden auf

den Wellen schaukelte, und wo das lange, schwere Ruder lag, mit dem die Francesca dem alten Kräuterweibe alle weitere Lust, Liebestränke zu brauen, aus dem Schädel herauszuprügeln sich freute. Mit dem Freuen ist es aber immer eine recht gewagte Sache, wenn so eine Art von Eidechsenzauber dabei mitspielt, und viel weiter als sie es vorhatte, kam die rachsüchtige Donna Francesca bei ihrem Ruderholen; denn, wie sie so mit den halben Beinen im kalten Wasser stehend nach ihrem Ruder langte, da regte sich wieder — aber wie gewaltig diesmal und wie entsetzlich! — das unsägliche Weh, das sie vorhin schon beim Berghinunterlaufen so sonderbarlich geschüttelt hatte; — es mußte die Aufregung sein, oder das kalte Wasser, oder — nein! an jenen gräßlichen Liebestrank durfte sie nicht denken; — und von dem unausstehlichen Weh fühlte sie sich überwältigt, und elendiglich wäre sie im Wasser hingesunken, und noch viel elendiglicher wäre sie vielleicht ertrunken, wenn nicht eine starke Hand die wie ein Binsenbündel im Winde Schwankende ergriffen und mit kräftigem Ruck über den Bord der Barke in's Schifflein gehoben hätte. Und da vergingen aber auch dem felsenharten Weibe die Sinne, und nur noch wie in einem letzen Aufleuchten dachte sie an den Beppino, und ein letzter Schrei preßte sich ihr aus der Brust: „Die Lia kriegt er nicht! . . .“

Aber, heilige Madonna! was war denn das, wie sie aus ihrer Ohnmacht erwachte? Da stand er ja vor ihr in der Barke, der Beppino, das Ruder in der Hand, und so sonderbar lächelte er sie an, halb schelmisch und halb mitleidig, und diesen Blick und diesen Ausdruck vermochte sie nicht zu ertragen, und schon wollte sie aufspringen, — aber so freundlich wurde Beppinos Gesicht, und so lieblich tönte seine Stimme, wie er zu ihr sagte:

„Donna Francesca! Euch allein will ich mein Geheimniß verrathen, denn Ihr seid Lias Mutter, und für Euch hab' ich in dieser Nacht schon das schönste Kleinod bei Seite gelegt!" — Näher bückte sich Beppino zu ihr hinunter und leiser fügte er hinzu: „Nicht einmal den zehnten Theil meines Schatzes habe ich dem Don Paolo verkauft, und die Hälfte aller meiner Schätze soll Euer sein, wenn Ihr mir jetzt die Hand darauf gebt, und vor der heiligen Madonna, und vor der heiligen Francesca, und vor dem heiligen Giuseppe gelobt, daß ich die Lia heimführe, als mein eheliches Weib!"

Ach! Wie hörten sich diese Worte so süß, und wie schmeichelten sie sich in das Ohr, mit einem Klingen und Singen wie von Silber und von Gold! Und wie war plötzlich alles Andere vergessen, ja, wahrlich, als hätte ein Zaubertrank in Donna Francescas Kopfe ge-

spukt! Und wie mit starkem Rucke die Barke jetzt an das Ufer der kleinen Insel stieß, und wie er sie herumführte hinter einen Felsen, bei der Fischerhütte, die er sich gekauft hatte, und das dichte Gebüsch zur Seite bog und ihr dort eine Höhle zeigte, wo Alles funkelte und blitzte von Spangen und Armbändern und goldenem Geschmeide, da war es auch aus mit aller Widerspänstigkeit, da wurde ihr auch mit einem Male wieder so frisch zu Muthe, als flösse neues Leben und Lebenslust durch ihre Glieder, und wie sie erst erfuhr, daß Beppino den Don Paolo, den klugen Forestiere, überlistet hatte, da lachte es mit einem Male über ihr ganzes Gesicht, und dem Beppino schaute sie in die Augen und sagte dann halb scherzend und halb ernst:

„Zu scharf und kräftig habt Ihr den Eidechsentrank gebraut! und widerstehen kann ich dem Zauber nicht mehr! Bei allen Heiligen, die Lia sollst Du haben! — Ein Schalk und ein Schelm bist Du aber doch, und mit der verfluchten Monica will ich schon noch ein Wörtchen sprechen!“

Ein Schelm war aber der Beppino noch viel mehr als sie's glaubte; denn als sie beide zu den Andern zurückfuhren, da fanden sie die Monica im vertraulichsten Gespräch mit dem lahmen Nunzio, und Alles schrie der staunenden Francesca entgegen: „Ein Scherz nur war's ja von Nunzio, um die Monica zu ärgern! Und von

dem Liebestrank war Alles erlogen!" was auch Nunzio pflichtgetreu bestätigte, und doch dabei in seinem Herzen dachte: „Mein Theil am Schatze hab' ich doch bekommen, und mit Gold läßt sich auch Nunzio den Mund stopfen, zumal wenn der lahme Esel gerächt ist und die Monica die Beulen davon am Kopfe trägt!"

— — — — — — — — — — — — — —

Wieder glänzte in dieser Nacht der Vollmond über den Wellen und rauschte leise kosend über das Meer. In seinem Nachen stand aber Beppino nicht, sondern auf der kleinen Felswand saß er, in seiner neuen Fischerhütte, und die Lia und ihre Mutter und auch der gute Don Ciccio saßen bei ihm, und Augen riß die Donna Francesca auf wie Kirchenfenster, während ihr Eidam ihr scherzend die goldenen Siebensachen über Arme und Nacken hängte und sie aufputzte wie eine zur Märchenkönigin umgewandelte Fischermagd. Und so herrlich glänzte das alte Sirenengold bei dem flackernden Lichte der Oellampe, daß die Francesca die Hände zusammenschlug und das schwere Geschmeide lustig um sich her klirren ließ, und einmal über's andere ausrief: „Hätte ich sechs Töchter und gäb es sechs solcher Beppinos, all meine sechs Töchter gäb ich ihnen, auch ohne Liebestrank und Eidechsenbräu!"

Ein Fischernachen mit rothflackerndem Feuer am Vordertheil zog gerade an der Felseninsel vorbei; da

mußte Beppino an die vergangene Nacht denken, und in seinem Herzen sang es verstohlen leise: „Der dickköpfigen Palumba ist mein Dreizack doch in die Schuppen gefahren, und die feine, kleine, niedliche Lia, die zappelt in meinem Korbe, wie eine silberglänzende Spinola, und ob ich's der Monica verdanke oder dem Sirenengolde, Gott und alle Heiligen seien gelobt in alle Ewigkeit!"

Auge um Auge.

I.

Ein Gewitter war im Anzug. Von Norden her sauste der Wind in unheimlich stöhnenden Stößen über die Lavafelder des Aetnas, und wirbelte den feinen, schwarzen Aschenstaub zu den Wolkenmassen hinauf, die sich schwer und blitzdurchleuchtet an dem Abhange des gewaltigen Feuerberges, bis zu den Felswänden des Val del Bove hinwälzten. Hinter ihren, rechts und links mit länglich runden Weinfässern beladenen Eseln, zogen zwei Bauern des Weges, der von dort, durch die fruchtbaren Weingelände, an den Monte Rossi vorbei, nach Nicolosi führt. Durfte man sie noch Bauern, oder mußte man sie nicht vielmehr Knechte nennen, diese Unglücklichen, an die Scholle gebundenen und wie Leibeigene ihrem Herrn zu Gebote stehenden Menschen, die heute noch, wie zu der Römer Zeiten, das Land für den Grundbesitzer bebauen, die, unter schwerer Arbeit und Sorge und ohne Rücksicht auf gute oder schlechte

Ernte, auf Hagel oder Dürre, auf Frost oder Scirocco, ihre regelmäßige Abgabe an Geld oder an Früchten zu entrichten haben, und mit dem, was ihnen übrig bleiben mag, ihr und ihrer Kinder Leben auf's Kümmerlichste zu fristen, das einzige Recht besitzen. In gebückter Haltung, und die Last des Körpers mit einer Art von müder Rüstigkeit auf den elastisch sich biegenden Knien ruhen lassend, gingen die Beiden den rascher trippelnden Eseln nach. Die lang in den Nacken herabhängende kalabresische Mütze auf dem Kopf, die Füße von grauen mit Riemen befestigten Lumpen umhüllt, die blaue, vielfach geflickte Jacke über die Schultern geworfen, hätte der Erste, mit seinem mageren, scharfgezeichneten Profil, und dem schwarzen, spitz nach unten zulaufendem Barte einem, nach Brigatentypen suchenden Maler wohl den befriedigendsten Vorwurf geliefert.

„Wir müssen uns sputen, Natale," sagte er, nachlässig den Kopf zu seinem Gefährten umwendend; „die Cassina der Heiligen erreichen wir kaum, ehe es losbricht."

„Müssen uns sputen, Don Filippu," antwortete der Andere, nachdem er den breiten, runden Kopf langsam in die Höhe gehoben und den blöde lächelnden Mund zu einem vielsagenwollenden Grinsen verzogen hatte. Er sagte es in dem Tone eines Menschen, der zwar an das Gehorchen gewohnt war, der sich aber, zu

seiner eigenen und zu der Anderen Befriedigung, den Anschein geben wollte, als gehorche er eigentlich nur nach reiflicher Ueberlegung und weil er auch die Meinung des Gebietenden theilte. Er war wohl zehn Jahre jünger als Don Filippu, noch ärmlicher gekleidet als jener, ein Knecht des Knechtes ihres gemeinsamen Herrn, des steinreichen, in dieser Gegend weithin begüterten Marchese di Spadalunga aus Catania.

Zu rascherem Laufe angetrieben, trabten die Esel zwischen den halbverwitterten, wirr durcheinander geschmolzenen Lavatrümmern. Dort vorne, den Horizont mit schwarzer, phantastisch zerklüfteter Linie abschließend, erhob sich eine Böschung von größeren übereinandergehäuften Blöcken. Ein niedriges Häuschen stand darauf, lose zusammengemauert, lose mit im Winde schlotternden Hohlziegeln bedeckt, drei Wände und eine weite Oeffnung, das nothdürftigste Obdach, aber auch das Einzige weit und breit. Die Cassina der Heiligen nannte das Aetnavolk diesen wackligen Schuppen, weil man, beim letzten Ausbruch die beiden hochgefeierten Schutzpatrone von Nicolosi, den heiligen Antonio von Padua und seinem jüngeren Bruder in Heiligkeit, den San Antonino, dort aufgestellt hatte, daß sie der drohenden Lava Halt geböten, was die Beiden auch pflichtschuldigst gethan hatten, und weshalb ihr Ansehen auch um ein Gewaltiges bei der gläubigen Menge gestiegen war.

Wie die Esel am Fuße der Böschung anlangten und die ersten schweren Gewittertropfen auf das Gestein klatschten, tönten lachende Stimmen zu den Eilenden herunter. Einige Maulthiertreiber hatten sich schon, mit ihren Thieren, dort in's Trockene gesetzt.

„Santo Diavolo," rief es höhnend aus den drei Wänden hervor, „Don Filippu, in deinen gestohlenen Wein gießt der Himmel noch zu guter Letzt seinen Segen!"

Mit solcherlei Maulthiertreiberscherzen nahm es Don Filippu gewöhnlich nicht so genau. Dieser ärgerte ihn aber, weil er von Salvatore kam, dessen Freund Filippu niemals gewesen. Der Bauer dachte bei sich: „Warte nur bis ich oben bin: die Antwort bleib' ich dir nicht schuldig;" that als hätte er nichts gehört, — der Wind heulte ja so gewaltig dem Meere zu, — und kletterte ruhig seinem Esel nach.

Was konnte es ihm überhaupt anhaben, wenn man ihn einen Dieb nannte? Ein Dieb war er ja ebensowenig als alle anderen Bauern, die es mit ihren Herrn gerade auch so hielten wie er mit dem Marchese; und was blieb ihnen denn übrig, den Geplagten und Gequälten, als von dem unermeßlichen Reichthum an Wein und Oel und Früchten ein Weniges für ihre eigene Rechnung zu verkaufen? Die Früchte verfaulten ja und der Wein wurde sauer, und auf ein paar Fässer

oder Körbe mehr oder weniger konnte es dem Herrn nicht ankommen. Die Paar Fässer und Körbe hatten sich freilich im Laufe der Jahre unter Don Filippus Hand gar ansehnlich vervielfacht, etwa wie die Brode und Fische in jener heiligen Legende, von der der Padre Cicola in Nicolosi von der Kanzel herunter Wunderdinge erzählte. Don Filippu konnte jetzt schon ganz vergnüglich leben mit seiner Frau und seinen vier Kindern; sie aßen Maccaroni mit Pomidoro-Sauce wie jeder Andere, und Sonntags sogar einen Ziegenbraten dazu; und tranken den feurigen Aetnawein, den der Marchese dort hinten am Fuße des Val del Bove pflanzte, wo die Gluth des alten Mongibello den Traubensaft so köstlich auskochte. Kaum die Hälfte des hier gekelterten Weines floß in des Marchesen Keller; der Rest blieb in Don Filippus sicherem Gewahrsam, und wurde dann von demselben, für schweres Geld, an die fremden Weinhändler verkauft. Bei dem kleinen Gehöfte, am Val del Bove, wo in der Herbstzeit gekeltert wurde, da lagen in der geräumigen Lavagrotte die geborgenen Fäßchen, eins neben dem anderen, von Filippus und Natales Hand gewissenhaft zugespundet, und mit ganz besonderen Dingen wäre es zugegangen, hätte ein Anderer als diese Beiden jene heimliche Schatzkammer entdeckt, in dem Wirrsale von übereinandergerollten Felsen, hinter den hohen Ginsterstauden. Der

Zufall hatte dem Filippu einst diese Höhle gezeigt; — was war natürlicher, als daß er die von ihm allein gemachte Entdeckung zu seinem alleinigen Nutzen verwerthete?

Mit dem Marchese war es übrigens eine ganz eigene Sache und vor dem fühlte sich Don Filippu so sicher, wie ein Fuchs vor einem an schwerer Kette angebundenen Hofhund. Nicht ein einziges Mal seit bald zwanzig Jahren war der alte, erst vor kurzen Monaten verblichene Herr hier herauf gekommen, um seine Güter zu besuchen und Umschau zu halten in Filippus Verwaltung; er ließ den schlauen Bauern schalten und walten, und lächelte ihn nur so schalkhaft an, wenn Jener ihm das erlöste Geld brachte, als wolle er sagen: „Ich weiß ja wohl, daß du mich um einen guten Theil betrügst, du Erzschelm, aber ich bin reich genug, um es zu ertragen, und viel zu bequem, um mir deinetwillen böses Blut zu machen.“ Don Filippu freilich, der wußte auch gar gut, weshalb sich der Marchese kein böses Blut machen wollte und warum Don Gaëtano, des Alten Sohn, der einzige Erbe des großen Vermögens, es eben so machen würde, wie sein seliger Vater, — dieser saubere Windbeutel! Jedesmal wenn Don Filippu an diesen Gaëtano dachte, blitzte es in seinem Auge und kamen plötzlich zwischen seinen schmalen Lippen die weißen Zähne zum Vorschein, als verstecke

sich hinter dem müden Bauerngesicht das Gebiß eines wilden Thieres.

Gerade heute, wie er bei der Rückkehr aus den Weinbergen von Weitem die Glocken von Nicolosi zum bevorstehenden Feste des Heiligen Antonio läuten hörte, war ihm dieser Name, und so viele andere Dinge wieder, heißbrodelnd vor die Erinnerung getreten; denn, an den Fingern hatte er sich's im Gehen abgezählt, — jetzt wurden's bald Tag für Tag zwanzig Jahre, daß jene ruchlose That geschehen war, an die er heute noch dachte, als wäre es gestern gewesen, an die er denken würde bis zum jüngsten Gericht, und beim jüngsten Gerichte, da würde er seine Stimme erheben, und Rache fordern von dem gerechten Richter, Rache an dem verfluchten Hunde! Beim Feste des heiligen Antonio war es gewesen; auf dem kleinen Platze vor der Kirche von Nicolosi hatte er gestanden, als seine Braut, das arme Waisenkind, die kaum sechszehnjährige, schwarzäugige Ninetta sich von diesem übermüthigen Wichte entführen ließ, das arme, bethörte Ding! Scherzend, als gälte es nur Kurzweil zu treiben, hob Don Gaëtano das lautlachende Mädchen zu sich in den Wagen; Filippu hörte noch Ninettas Lachen, wie sie oben saß und ihn so sonderbar anschaute, ihn, den armseligen Bauernburschen, der am Wege stand, mit seiner verschlitzten Jacke und seinen alten, zerfetzten

Beinkleidern, und wie Gaëtano plötzlich die Rosse antrieb, daß dem Filippu die Räder beinahe über die nackten Füße gefahren wären; — und fort ging's durch das Dorf, während die Tamburine zur Tarantella surrten, und — er konnte es noch sehen, denn gerade schossen sie vor der Kirche das prasselnde Feuerwerk ab — er konnte noch sehen wie Don Gaëtano sich auf seinem Sitze umwandte, und er konnte es noch hören, wie er ihm durch das Zischen und Blitzen der steigenden Raketen zurief: Addio, Filippu! — Ja wohl, Addio! ein Addio war's auf Nimmerwiedersehen. Denn verschwunden war die arme, kleine Ninetta, verschwunden im ewigen Dunkel, wie die Feuersterne die dort oben in dem weiten Nachthimmel zerstoben. An jenem Abend kehrte Gaëtanos Wagen nicht wieder zurück, und am anderen und an dem folgenden Tage kam Ninetta nicht wieder herauf. Wer hätte auch weiter nach ihr gefragt? Ihr Pflegevater, des Maulthiertreiber Salvatores Vater, sagte achselzuckend, sie habe eine Stelle gefunden in Catania und das Handgeld habe ihm Don Gëtano ausgezahlt. Daß Gott erbarm! eine Stelle hatte sie wohl gefunden in Catania, und ein paar Wochen dauerte schon das lustige Leben in Gaëtanos Junggesellenwohnnng; dann war der leichte Geselle der Unglücklichen wohl überdrüssig geworden, und dann hatte er sie verlassen. Nach Nicolosi wagte sich die

Arme nicht mehr herauf; und Gott weiß was aus ihr geworden, und wo sie hingekommen, und wo sie elendiglich verstorben war!

Zwanzig Jahre wurden's morgen und Don Filippu ballte im Gehen die Faust und murmelte, die Zähne zusammenbeißend, vor sich hin: Addio, Filippu!

Wäre er sein eigener Herr gewesen, ungesäumt wäre er damals nach Catania gelaufen, und den Mädchenräuber hätte er aufgesucht und mit seinem spitzen Messer hätten dessen Rippen Bekanntschaft gemacht. Aber er war nur ein Knecht und erst beim nächsten Feiertage kam er los; und da war er den Berg hinunter gerannt, wie ein Wahnsinniger war er durch die Straße von Catania gelaufen, rechts und links nach dem Palazzo des Marchese fragend, und wie er ihn endlich gefunden und wie ihm Niemand sagen wollte wo Gaëtano sei und wie der alte Marchese mit seinem schneeweißen Bart, vor ihn trat, und wie er hinter ihm, durch die offene Thür, die alte Donna Nunzia, die Marchesa, erblickte, mit ihren unordentlich im Zugwinde flatternden grauen Haaren und ihrer Habichtsnase in dem energischen Römergesicht, da brachte er weiter nichts hervor, als die paar Worte: — „Don Stefanu, Euer Sohn hat mir meine Braut gestohlen. Sizilianer sind wir Beide, und Dies versteht Ihr!" — Und den Zeigefinger der rechten Hand hatte Don Filippu

damals zwischen seine Zähne gepackt, und mit rascher Geberde hatte er ihn dann aus dem Munde gerissen, als schleudere er ihn zur Seite, — und stumm war er seines Wegs gegangen.

Verstanden hatte schon der Marchese die drohende, volksübliche Geberde, und Donna Nunzia, deren gellenden Schrei Filippu noch von der Treppe her gehört, die hatte sie auch verstanden: Rache bis in den Tod! Und darum hütete sich der alte Herr nach Nicolosi hinauf zu reisen, und darum, weil er ihn gerne um seines Sohnes Willen wieder gut gemacht hätte, darum hatte er dem Filippu, nach dem Tode des bisherigen Pächters, die Bewirthung seiner Güter überlassen, und darum sah er ihm durch die Finger und ließ sich so Vieles gefallen. Ja, in seiner Schuld standen die Marcheses allesammt, das wußte Don Filippu und deshalb fand er es auch recht und billig, daß sie die Augen zudrückten, und machte sich kein Gewissen daraus, von ihren Gütern zu entnehmen, was er für seinen Lebensunterhalt für nöthig hielt. Wenn der Alte noch einen Sohn hatte, wem verdankte er's als ihm, dem Don Filippu? denn wie oft hatte es ihn am Anfang hinuntergezogen nach Catania, daß er dem Gaëtano hinter einer Straßenecke auflauerte und ihm sein Messer in die Brust stöße! Als er aber von den Maulthiertreibern, die tagtäglich zwischen Catania

und Nicolosi verkehrten, erfuhr, daß Gaëtano die Stadt verlassen hatte und aufs Festland weggereist war, da war er allmählig ruhigeren Sinnes geworden. Nach dem Norden war der junge Marchese gezogen; in eine Militärschule hatten sie ihn gesteckt und ein Offizier sollte aus ihm gemacht werden, aus dem sauberen Wicht. „Nun ja,“ dachte Don Filippu, „und dem alten Marchese und der Donna Nunzia brannte die Aetnaerde zu heiß unter den Sohlen und über dem Meere drüben war ihr Söhnchen sicherer als hier!“

Und jetzt? — Zwanzig Jahre waren seitdem verflossen; Don Filippu stand schon mitten in den Vierzigern; er hatte eine Frau genommen und hatte erwachsene Kinder; und der alte Marchese war gestorben, und erst vor wenigen Wochen hatte man ihm ein Denkmal auf's Grab gesetzt, aus lauter Marmor, gerade als wäre der gute Mann ein glorreicher Feldherr, oder zum wenigsten ein berühmter Redner gewesen; und Don Gaëtano hatte man auch dabei gesehen, — und jetzt war Don Gaëtano sein Herr.

Die Glocken von Nicolosi waren Schuld daran, daß Don Filippu an diesem Tage wieder an all' diese Dinge zurückdenken mußte. Was hatten sie auch so zu hämmern und zu klingeln, daß es durch Wind und Wetter tönte, wie das Hämmern eines immerwiederkehrenden, nagenden Gedankens in das nächtlich

eingeschlummerte Gewissen eines Vergessenden? Wollten sie ihn erinnern, daß die arme, kleine Ninetta noch nicht gerächt sei? Don Filippus dichtbebuschte Augenbrauen zogen sich zusammen, dann, als gebe es den mahnenden Glocken eine stumme Antwort, zuckte er die Achseln, indem er rascheren Schrittes die Böschung erklomm. Was sollten diese Gedanken? Don Gaëtano, der saß wohlgeborgen dort unten, und dem fiele es doch in seinem Leben nicht ein, sich hier herauf zu verirren; dafür sorgte die Donna Nunzia! Und was sollte er den Buben jetzt noch aufsuchen? Er dachte an seine Frau und Kinder; die arme Ninetta, die war ja schon lange todt, was fragte die mehr darnach?

„Guten Abend, Don Filippu!“ rief ihm die volle Stimme Salvatores zu, der breit an dem Thürpfosten lehnte und dicken Qualm aus seiner Thonpfeife stieß; „Du hörst nicht, wenn Freunde Dich begrüßen; berechnest wohl, wie viel Carlini Du Dir heute wieder an Don Gaëtanos Wein erübrigt?“

Der feiste Salvatore, mit seinem breiten, rothen, glattrasirten Gesicht, sprach's so ruhig, ohne sich von der Stelle zu bewegen, und in einem so verächtlich herablassenden Tone, daß dem Bauern das Blut zum Kopfe schoß.

Mit raschem Blicke die Umstehenden musternd erwiderte er, die Worte leicht hinwerfend:

„Was zum Teufel führt Dich so spät den Bergen zu? Hast wohl den Briganten wieder Mundvorrath gebracht? Hab' sie von Weitem erblickt. Sind in den Felsen, am Val del Bove. Gieb Acht, Salvatore; Dich führen die Carabinieri noch nach Catania, sammt Deinen Freunden!"

Langsam abwehrend zog der Andere das Kinn in die Höhe:

„Beängstige Dich nicht um mich, Don Filippu. Den Carabinieris, die heute nach Nicolosi angeritten kamen, sind Lo Drago und Carmelo Trusiano schon gewachsen!"

„Ist der Curcuruto von Broute nicht auch dabei? fragte einer der Maulthiertreiber.

„Wird schon zu ihnen stoßen," antwortete Salvatore; „arme Teufel, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu; wenn die Herren in den Städten die verhungerten Bauern bis auf die Haut ausgezogen haben, da wundern sie sich noch, daß diese in die Berge laufen. Sie haben doch auch Weiber und Kinder, die essen wollen. Santo Diavolo! dem Conte di Roccamadura möchte ich nicht rathen, seinen Bauern beim Val del Bove zu begegnen! Die hätten ihn bald festgesetzt, und Höhlen und Löcher giebt es genug dort oben, wo Einer im Trocknen sitzen kann, bis er sich losgekauft hat!"

Das Wetter war losgebrochen. Der Regen goß in rauschenden Strömen. Gewaltige Schläge rollten um den dicht in Wolken gehüllten Berg. Dem Blitze folgte der Donner auf dem Fuß. Die kleine Hütte stand mitten im Gewitter.

Vom Wege her ertönte das Traben von Pferden. Durch den Regenschleier erblickte man vier Reiter, die, in weite Mäntel gehüllt, so rasch als es das Geröll und das Wetter gestatteten, auf die Cassina zusprengten. Breite Zweimaster saßen ihnen, tief in die Stirne eingedrückt, quer auf dem Kopfe. Beim Leuchten der Blitze funkelte es bläulich auf ihren, von den Mänteln nur halbbedeckten Waffen.

„Die Carabinieris," sagte halblaut Salvatore.

Die unter dem Schuppen versammelten Männer wechselten rasch einen stummen Blick.

Die Carabinieris sprangen vom Pferde. Es war noch Raum für sie und für ihre Thiere in der engen Cassina.

„Corpo di Bacco!" rief in piemontesischem Dialect der Brigadiere; „hier gehts ja zu, als stände man mitten im Schlachtendonner!"

„Nun," erwiderte lachend Salvatore, indem er seine Pfeife ausklopfte, „Ihr kommt doch nicht etwa so spät herauf, um beim Schießen mitzuhelfen?"

„Kommt darauf an," meinte der Andere in dem-

selben Tone; „falls die Herrn Briganten es wünschen, kann auch geschossen werden.“

Er schaute sich rasch im Kreise herum, als frage er sich, ob ihn der Zufall wohl mitten unter die Briganten geführt habe?“

„Briganten?“ tönte es aber mit wohlgespielter Verwunderung aus Salvatores Munde zurück. „Briganten sucht Ihr hier oben?“ Und kopfschüttelnd, wie Leute, denen man eine ungeheuerliche, in's Bereich der tollsten Fabelwelt gehörende Neuigkeit mittheilt, unterstützten die Anderen insgesammt das staunende Fragen des Maulthiertreibers.

Die Frage ließ aber der Brigadiere unbeantwortet, er drückte nur lächelnd ein Auge zu und drehte sich dann zu seinen Leuten um, als dächte er bei sich selber: „Verstehen uns ja schon! Ihr wißt mehr, als Ihr sagen wollt!“

„Sind Fremde nach Nicolosi gekommen?“ fragte abweicheud, nach einer kurzen Pause, Salvatore.

„Zwei,“ antwortete der Carabiniere, „haben sich uns angeschlossen, aus Furcht vor den Briganten, — an die Ihr ja nicht glaubt!“

„Inglese? zum Aetnabesteigen? Giebt's wieder ein hübsches Stück Geld zu verdienen.“

„Nein! aus Catania; der junge Marchese Don Gaëtano, mit seiner Mutter.“

Ein Glück war's für Don Filippu, daß er im Finstern saß, und daß Keiner bei diesen Worten zu ihm hinschaute; denn er fuhr zusammen, als hätte ihn der Blitz getroffen. Nur einen Augenblick war's, wie ein kurzer, harter Schlag, wie eine rasch auflodernde Flamme, ein Racketenprasseln, in dem Gaëtanos Stimme vom Wagen herunter an sein Ohr schlug: Addio, Filippu! Und als Salvatore mit den Worten: Dein Herr, Filippu! sich zu ihm wandte, da saß er schon wieder wie vorher in seiner Ecke, den Rücken gekrümmt, die Hände auf den Knien, das hagere Gesicht unbeweglich, ohne anderen Ausdruck als den des gewöhnlichen sicilianischen Phlegmas.

„Kommt wohl seine Güter zu besichtigen, sagte er mit der ruhigsten Gleichgiltigkeit; der Vater kam niemals!"

Dann setzte er, mit einem Seitenblick auf den Brigadiere, hinzu:

„Ungesunde Luft für diesen jungen Herrn hier oben, zumal in seiner Cassina, am Val del Bove.

„Warum?" fragte Salvatore, dem ein schadenfrohes Lächeln die Mundwinkel verzog.

„Nun, weil die Herrn Carabinieri dort Briganten wittern, und Don Gaëtano ein recht fetter Bissen für solche Gesellen wäre."

Salvatore antwortete nicht. Die Esel schienen ihn

plötzlich lebhaft zu beschäftigen; sein Blick glitt von einem zum anderen, in prüfender Betrachtung. Dann sagte er:

„Hast wohl noch mehrere solcher Fässer dort oben in der Cassina liegen?"

„Kannst ihn ja hinaufschicken, wenn's Dir gefällt, Für die Folgen bürge ich nicht."

Die Worte waren trotzig und herausfordernd hingeworfen. Das Gespräch stockte.

Wie das Gewitter sich legte, und nur noch vereinzelte Blitze durch die zerfetzten, von der sinkenden Sonne durchglühten Wolken zuckten, gebot Filippu seinem Knechte die Thiere voranzutreiben, und verließ mit kurzem Gruße den Schuppen.

Als sie eine Strecke Wegs gegangen waren, hub Natale plötzlich an:

„Du hast Unrecht gehabt, Don Filippu, dem Salvatore von der Cassina zu sprechen. Dein Freund war er nie. Der hält's mit dem Herrn. Der schwatzt es aus, und morgen kommt Don Gaëtano dort hinauf."

„Kann mir nur recht sein, erwiderte barsch Don Filippu, wie Einer der aus tiefen Gedanken erwacht. Dann blieb er plötzlich stehen, ließ Natale ganz nahe an sich herankommen und, einen drohenden Blick in sein Auge bohrend, sagte er leise:

„Du bist der Einzige außer mir, der das Versteck kennt. Du bist an mich gebunden. Entdeckt er's, so geht es Dir noch schlechter als mir, denn dann hast Du mich verrathen!"

Betroffen blieb Natale vor ihm stehen.

„Don Filippu," stammelte er, „wie kannst Du glauben . . . . ?"

„Ich glaube nichts. Nur dies Eine sage ich Dir, Natale: Du stehst in meiner Hand. Mir allein hast Du zugeschworen. Du verstehst mich? . . . Gut! Denke an Dein Wort."

Sprach's und ging weiter. Stumm folgte ihm Natale. Der arme Junge wußte nicht, wie er die Worte deuten sollte. Er versuchte es auch nicht. Er war gewöhnt, dem Filippu blindlings zu gehorchen und zitterte vor ihm, wie ein Sklave vor seinem Herrn.

Es war Nacht, als sie das Dorf erreichten Filippu befahl die Fässer in dem leerstehenden Stalle eines Freundes unterzubringen. Ein letzter Blitz fiel auf sein Gesicht, als er von Natale Abschied nahm. Sein Auge funkelte in einem ganz besonderen Glanze; es loderte daraus wie eine trimphirende, wilde Flamme hervor. Von einer fernen Schenke tönte durch die stille Nacht das Gerassel eines Tamburins und das Lachen der tanzenden Paare.

II.

Mit Ausnahme der an solcherlei Erscheinungen von Alters her gewöhnten Sizilianer, wäre es sicherlich keinem Menschen eingefallen, in der dicken, mit allerlei Tüchern von Kopf zu Füßen umwickelten Frau, die, so breit auf ihrem Esel aufgepflanzt, ihren Eintritt in Nicolosi gehalten hatte, eine Marchesa zu vermuthen; und doch war sie's, und überdies die Wittwe des reichsten Grundbesitzers von ganz Catania und noch dazu die Tochter eines der ächten, ältesten Fürstengeschlechtes dieses, an Talmifürsten so reichen Eilandes. Sie saß quer auf ihrem Doppelsack, ohne Sattel, noch Steigbügel, wie die erste, beste Bauernfrau, die Ziegenkäse nach der Stadt geführt hat und am Abend mit ihrem ledernen Säckel voll schwerer, klingender Kupfermünze, nach Hause zurückkehrt. Unter dem schwarzen Manto, den sie nach althergebrachter Sitte, über den Kopf geworfen und unter ihrem spitzen Kinn zusammengeknotet hatte, flatterten die weißen Haare in wirren Büscheln nach allen Seiten heraus. Die in dicksohligen Schuhen und grauwollenen Strümpfen steckenden Füße schlugen rüstig und derb an des Esels Weichen und derb und rüstig klang aus dem zahnlosen Mund das energisch gebieterische Zurufen, mit dem die alte Donna Nunzia das wacker drauf los trippelnde Thierchen zum rascheren

Tempo aufmunterte. Nur wenig Worte wechselte sie mit ihrem Sohne, der, eine stramme, militärische Erscheinung, hoch zu Roß hinter ihr herritt und alle Mühe hatte, mit dem armen, kleinen Eselsthierchen Schritt zu halten, so leicht tanzte sein Pferd über den steinigen Weg, so lustig hob es den feinen Kopf, schüttelte die flatternde Mähne, und schnaubte mit offenen Nüstern in die frische Bergluft hinaus.

Bei der Kirche, vor dem Hause des Pfarrers von Nicolosi, machte die Marchesa Halt. Sie hatte es für überflüssig erachtet, den alten Freund ihres Mannes von ihrer Reise zu unterrichten; reiche Leute, meinte sie, unterließen dies besser, da das Brigantengesindel ihnen sonst an geeigneter Stelle auflauern und sie, zur gründlichen Auspfändung, in die Berge schleppen möchte. Bei Padre Cicola seien sie ja überdies ihres Unterkommens sicher, da Seine Ehrwürden in seiner geräumigen Wohnung stets mehrere Betten — ein Brett auf zwei eisernen Böcken und ein Strohsack darüber — für die Aetnabesteiger bereit hielt, und bei dieser Jahreszeit, im Anfange des Winters, die fremden, goldtragenden Vögel sich kaum bis hier herauf zu verirren pflegten.

„Padre Cicola!“ rief sie, mit fast männlich klingender Stimme, zu des Pfarrers Fenster hinauf; „schickt mir einen Stuhl herunter, daß ich absteige! Das Springen hab' ich mit meinen sechszig Jahren

verlernt," setzte sie, lustig zu den herumstehenden Männern und Weibern herunterlachend, hinzu. Und wie hinter dem Fenster behutsam und gemächlich das erstaunte Gesicht des Paters zum Vorschein kam und wieder verschwand, der Stuhl aber, vor lauter Verwunderung seines Inhabers, auf sich warten ließ, da winkte die Frau Marchesa den ersten besten lumpengeflickten Jungen her, hieß ihn, mit kurzer Geberde, als Fußschemel auf die Erde knien und ließ sich über seinen Rücken hinuntergleiten. Dann gab sie, mit fester Hand, einen tüchtigen Schlag auf ihre noch halbaufgestülpten Kleider, daß der Staub wie eine Wolke davonflog, bot mit südlicher Ueberschwänglichkeit dem herbeigelaufenen Pfarrherrn ihren Gruß an, stellte ihm ihren Sohn vor, den er, wie sie meinte, wohl nicht wieder erkannt hätte, weinte auch ihrem Manne ein paar ebenso aufrichtige, als rasch wiedergetrocknete Thränen nach, reichte dem Schemelvertretenden, jetzt als Bettler sie umwinselnden Jungen einige Soldi hin, und, wie der zudringliche Bengel der gnädigen Frau, unter immer kläglicherem Heulen über Rock und Füße stolperte, hieb sie ihm mit ihrem Regenschirm einen so wuchtig geführten Denkzettel über den Rücken, daß Padre Cicola, der sich bis dahin vergeblich bemüht hatte auch einmal zum Wort zu kommen, mit weit aufgerissenen Augen und noch weiter aufgesperrtem Munde ausrief:

„Madonna Santissima! noch immer die junge Donna Nunzia, wie vor dreißig Jahren!“

Mit seiner Bemerkung kam er aber an die Rechte, der gute Pfarrer von Nicolosi! Gleich einem Platzregen ergoß sich nun Donna Nunzias Redeschwall über ihn, während sie den Armen vor sich hinschiebend, die Treppen hinauf, durch Thüren und Zimmer polterte, als gehöre ihr das ganze Haus mit allem beweglichen und unbeweglichen Zubehör: Das seien allzuhöfliche Redensarten; sie wisse nur zu wohl, daß es aus sei mit ihrer Jugend und Jugendkraft; heute fühle sie's erst recht, da sie nach diesem Ritte, wie gerädert und zerschlagen sei; die Jungen spielten jetzt die Herren und die Alten gälten nichts mehr; wäre es nur auf sie angekommen, so hätte sie kein Teufel hier herauf gebracht; was hätten sie denn überhaupt in Nicolosi zu suchen? Ihr Sohn aber, der habe es so gewollt; der sei mit so wunderlichen Dingen im Kopf von seinem Offiziersleben vom Festlande zurückgekommen; der wolle wie er sagte, hell sehen in des Vaters Geschäften; als ob sie Alle bis jetzt Blinde gewesen wären und nur auf den Herrn Hauptmann gewartet hätten, um sich in ihrer Wirthschaft zurecht zu finden! Daß Gott erbarm! mit diesem Herumreisen unter fremden Menschen! Da komme man zurück, selbst ein Fremder im eigenen Lande, und wolle doch Alles besser wissen, als die fein

zu Hause geblieben waren! Auf Gaëtano, nicht auf sie, falle aber die Verantwortlichkeit dieser unvernünftigen Reise, denn sie habe nichts davon wissen wollen.

Sie hatte sich ganz außer Athem geredet. Padre Cicola nahm die Gelegenheit wahr und bemerkte lächelnd: „da konnte sie ja ruhig in Catania sitzen bleiben und ihren Sohn allein reisen lassen." Da war aber der Athem auch sogleich wieder gefunden.

„Ich?" rief die Frau Marchesa, indem sie die beiden Fäuste auf ihre breiten Hüften stemmte und sich mit so gewaltigem Rucke vor den Pfarrer pflanzte, daß der gute Mann, mit abwehrend vorgestreckten Händen, vor dem tobenden Weibe bis zur Wand zurückwich; „ich? meinen einzigen Sohn allein der Gefahr überlassen, in die sich der Tollkühne hineinstürzt? Da kennt Ihr mich schlecht, Cicola! Begehen die Jungen Thorheiten, so müssen die Alten dazwischen treten, um sie vor deren Folgen zu bewahren. Die heilige Madonna wende dies Alles zum Guten!"

Und kurz und behende bekreuzte sich die Alte über Stirn und Brust.

Gaëtano sah gar nicht aus wie Jemand, der eines Schutzes bedurfte. Er hatte, ohne viel Worte zu machen, ruhig und sicher die zu seiner und seiner Mutter Einquatierung nöthigen Anordnungen getroffen, ohne sich durch Donna Nunzias zweckloses Poltern in

seiner Arbeit stören zu lassen. Jetzt stand er am Fenster und schaute still lächelnd dem Treiben der Eseljungen zu, die in der Hoffnung, daß ihnen ein paar Soldi zufallen würden, allerlei Possen und Pulcinellastreiche auf der Straße verübten. Es war eine hohe, schlanke Gestalt; aus dem schwarzen Auge blickte eine mit vornehmem Adel gepaarte Freundlichkeit und das den feinen Naturen angeborene Wohlwollen gegen Kleinere und Schwächere; der vom Schnurrbarte nur halbverdeckte Mund und das scharf gezeichnete Kinn deuteten auf eine selbstbewußte Entschlossenheit und ruhige Energie des Wollens und des Könnens. Bei Donna Nunzias letzten Worten flog ein kurzes Lächeln über Gaëtanos Lippen; er wendete sich vom Fenster zu der Sprechenden hin, und, die Hand sanft schmeichelnd auf ihre Schulter legend, sagte er mit weicher und zutraulich tönender Stimme: „Mutter, lassen wir das, und ängstige Dich nicht um mich; ein alter Bersaglierihauptmann ist doch kein Kind mehr.“

Ein sanfteres „Quos Ego!“ hatte wohl noch kein Poseidon den wüthenden Winden und Wogen zugerufen, und doch legten sich bei diesen Worten, wie unter einem Zauberschlage, Donna Nunzias Orkane.

„Schon als Kind hat er ja seine Mutter um den Finger gewickelt, der Schmeichler!“ rief die alte Marchesa lachend dem ob dieser Wandlung staunenden Pater

zu, und wie sie sich über die Stuhllehne zu ihrem Sohne hinüberbeugte und ihre Hand liebkosend auf die seinige legte, da flog es wie eine Verklärung über ihr Antlitz und es schien, als ob ihre frühere Schönheit, wie ein goldener Sonnenstrahl durch herbstlich welkes Laub, plötzlich durch ihre verwitterten Züge hervorschimmere.

„Ja, ja, so sind wir, Padre Cicola; die Kinder führen die Alten, und gern lassen sich diese führen."

Sie sagte es, aber glaubte es doch nicht so ganz; denn von gar manchem bösen Wetter hätte der alte Palazzo der Marchesa von Spadalonga in Catania während der letzten Tage erzählen können, auch von Regenschauern und Thränengüssen, bis Donna Nunzia sich in's Unvermeidliche schickte und erklärte, wenn Gaëtano darauf beharre, in Feindesland, wie sie sagte, zu reisen, so stehe es bei ihr ebenso unwiderruflich fest, daß sie ihn dorthin begleiten würde; dagegen fand Gaëtano weiter nichts einzuwenden, als daß bei ihrem Alter das Reiten recht mühsam und ermüdend sein würde, worauf aber die Frau Marchesa erwiderte, dies sei ihre Sache, und den Esel sofort bestellte.

Ein ganz Anderer, und in jeder Beziehung ein Besserer, war Gaëtano nach zwanzigjähriger Abwesenheit in das Vaterhaus zurückgekehrt. Längst hatten sich die Wogen des jugendlichen Uebermuthes gelegt.

Das Zusammenleben mit dem ernsten und tüchtigen Volksstamme in Piemont, wo er in die Kriegsschule eingetreten war, später der Verkehr mit den Offizieren seines Regiments, die Lebenserfahrungen, die er sich allmälig gesammelt hatte, dies Alles, vereinigt mit seiner von Hause aus gut und kräftig angelegten Natur hatte aus dem jungen Springinsfeld, aus dem verzogenen Sohn und einzigen Erben einer reichen Familie einen Mann im vollen Sinne des Wortes herausgebildet, gesetzt, entschlossen, selbstsicher ohne Ueberhebung, einen Kriegsmann und einen Weltmann zugleich, einen Italiener, der von dem Ernste der seinem geliebten Vaterlande durch die Geschicke auferlegten Aufgaben durchdrungen war. Mit seinen Kameraden, mit den bedeutenden Männern, denen er in Turin, in Florenz, in Rom begegnete, hatte er oft und viel von seinem engeren Heimatlande Sicilien und von den traurigen Zuständen des Südens gesprochen; von der Verkommenheit und trostlosen Verwilderung jener von der Natur doch so reich ausgestatteten Bevölkerung; von den dortigen Agrarverhältnissen, die den Bauern, noch wie zu der Römer Zeiten, zu einer Art von Leibeigenen des Grundbesitzers herabdrückte und allen moralischen, wie materiellen Fortschritt im Keime erstickten. „Von Euch, von den Grundbesitzern," war ihm von allen Seiten zugerufen worden, „hängt es ab, ob diese Zustände sich

zum Besseren wenden, oder ob das Land immer tiefer versinken soll in wachsende Verarmung und derselben entspringendes Brigantenunwesen; Ihr allein könnet den Bauern aufhelfen, indem Ihr deren Rechtsverhältnisse dem Geiste der Neuzeit gemäß ändert und die Landarbeiter zum Erwerbe und Mitbesitze der von ihrem Schweiße befruchteten Scholle heranzieht.“ Zu verschiedenen Malen hatte es Gaëtano in den Briefen an seinen Vater versucht, den alten Marchese zu diesen Grundsätzen und Ansichten zu bekehren. Des Sohnes Einreden scheiterten an des Vaters altangeerbter Eingewöhnung. Wie konnte man auch ein Anderes von diesem Sicilianer erwarten, der das enge Fleckchen Erde, auf dem er geboren war, niemals verlassen hatte? „Kind,“ schrieb er seinem Sohne zurück, „ich bin zu alt, um diese Dinge zu verstehen; bin ich einmal zu den Vätern versammelt, so magst Du es treiben wie Du willst, und versuchen, ob's Dir glückt, aus den Bauern etwas Anderes zu machen als das, für was sie geschaffen sind, nämlich Knechte.“

Und diesen Versuch zu machen, hatte sich Gaëtano auch gelobt, als er zum Begräbniß seines Vaters nach Catania kam. Er war der einzige Erbe. Seiner Mutter konnte er nicht zumuthen, ohne männliche Hilfe die großen Güter zu verwalten. In der richtigen Erkenntniß der sich ihm aufzwingenden Nothwendigkeit,

aber auch nicht ohne eine gewisse Wehmuth, aus seinem bisherigen Leben scheiden zu müssen, nahm er seine Entlassung aus dem Dienst. Bei dem Abschiedsmahl, das seine Kameraden ihm zu Ehren veranstalteten, sprach er von dem Entschluß, seinen Landsleuten jetzt mit gutem Beispiel voranzugehen und auf seinen Gütern eine neue Ordnung einzuführen, die, ohne den Besitzer zu beeinträchtigen, den Bauer aus seinem Helotenthum emancipiren und aus den Sicilianern brave und tüchtige Italiener heranbilden würde. „Ich hatte mich bis jetzt gewöhnt," setzte er hinzu, „den Ruhm auf einem anderen Gebiete zu suchen; das Schicksal verweiset mich jetzt auf eine andere Pflicht. Hoffentlich werdet Ihr von mir hören, und geht es auch im Anfange vielleicht schwer, so wird doch der Tag kommen, wo ich auch bei meinen Landsleuten die Anerkennung meines Strebens finde." — Er sagte es ruhig, ohne Selbstüberhebung, wie auch ohne Bescheidenheitsheuchelei, wie ein Mann, der sich bewußt ist, ein nützliches Werk zu unternehmen.

In diesem Sinne hatte Gaëtano nach den ersten, dem Schmerze um des Vaters Verlust gewidmeten Tagen auch mit seiner Mutter gesprochen. Noch einen viel zäheren und hartnäckigeren Widerstand als bei dem Marchesen fand er aber bei Donna Nunzia, und als er ihr eröffnete, daß sein Erstes sein würde, die Güter persönlich zu bereisen und sich mit eigenen Augen Rechenschaft

abzulegen von der bisherigen Wirthschaft, die ihm, aus des Vaters Büchern zu schließen, ziemlich vernachlässigt gewesen zu sein schien, da erhob die alte Sicilianerin ein Zetergeschrei, als stände der Untergang der Welt bevor. So sehr war die Donna Nunzia noch von der Furcht beherrscht, die ihr die vor zwanzig Jahren ihrem Sohne angedrohte Rache Filippus einflößte, daß sie Anfangs den Muth nicht in sich fand, den wahren Grund ihres so heftigen, für Gaëtano so unbegreiflichen Widerstandes gegen die Reise in die Aetnagefilde zu offenbaren. Erst als Gaëtano mit Fragen und Bitten in sie drang, löste sich ihre Zunge: „Unglücklicher!“ rief sie, den geliebten Sohn mit beiden Armen umfassend, „hast Du denn draußen vergessen, was Du dem Don Filippu angethan? Weißt Du nicht mehr, was ein sicilianischer Racheschwur heißt?“

„Ach, Mutter,“ erwiderte er aber, sie sanft beruhigend; „vor solchen Gespenstern bangt mir nicht. Denkt Filippu noch an jene uralte Jugendgeschichte, so werde ich ihm Abbitte thun, wie es einem Manne geziemt, der zu einem Manne spricht und sich nicht scheut, den Fehler, den er begangen, offen und ehrlich einzugestehen.“

Aber ihre leidenschaftliche Erregung nicht mehr zu bemeistern suchend, warf sich Donna Nunzia zu ihres Sohnes Füßen und schrie zu ihm auf:

„Niemals wird Don Filippu vergessen, noch verzeihen! Das Messer, das Dich treffen soll, jeden Morgen, seit zwanzig Jahren, wetzt er auf's Neue!"

Ruhig hob Gaëtano die Mutter von der Erde.

„Ihr lebt hier unter der ewigen Furcht vor allen Menschen; und ich merkte wohl, die Furcht vor dieser Rache ist es, die Dich und den Vater dazu trieb, den Filippu dort oben hantiren zu lassen. Viel besser wäre es gewesen, ein offen Wort mit ihm zu sprechen. Eure Furcht aber war seine Macht gegen Euch, und diese Macht soll gebrochen werden. Und was die Messerstiche dieses Bauern anbetrifft," fügte er lächelnd hinzu, „so wird doch ein alter Offizier der italienischen Armee keine Angst davor haben. Sieht er, mit wem er es zu thun hat, so wird Don Filippu sich wohl zweimal bedenken."

In dieser Stimmung befand sich Gaëtano auch, als er am Tage nach seiner Ankunft in Nicolosi, ziemlich spät am Morgen, in das Zimmer trat, wo Don Filippu seinen Herrn erwartete. Das Gewitter, das sich während der Nacht über Nicolosi entladen hatte, die Anstrengung des langen Reitens und vor Allem die vielen beängstigenden Gedanken, die ihr keine Ruhe ließen, hatten erst in früher Morgenstunde dem Schlummer erlaubt, Donna Nunzias Augen zu schließen, und sie lag noch in tiefem Schlafe befangen,

ungestört von dem lauten Rufen der Maulthiertreiber, der Kinder und der Weiber, die sich, in der Hoffnung, daß die Fremden ihnen Etwas zu verdienen geben würden, vor Padre Cicolas Hause zu schaffen gaben.

Mit militärisch offener Leutseligkeit trat Gaëtano auf Don Filippu zu, der, in lebhaftem Gespräch mit dem Pater, den Eintretenden nicht sofort bemerkt hatte.

„Guten Morgen, Don Filippu!“ sagte er, dem Bauern freundlich auf die Schulter klopfend, „erkennst Du mich noch? Es ist gar schon lange her, daß wir uns nicht gesehen! — und wahrlich, Dich hätte ich auch nicht wiedererkannt.“

Keine Muskel zuckte in Filippus Gesicht.

„Eh! eh! eh!“ antwortete er, mit jenem sonderbaren, dem sicilianischen Landvolke eigenen und dem Meckern einer Ziege ähnlichen Dehnen dieses vielsagenden Lautes; „Eccelenza! wir sind Alle seitdem um zwanzig Jahre älter geworden, und den Herrn Marchese hätte ich auch nicht erkannt.

Die beiden Männer blieben einen Augenblick stumm einander gegenüber stehen. Alte Erinnerungen klopften leise, aber wie verschiedenartig in ihrer wechselseitigen Erscheinung, an des Einen wie an des Andern Herz.

Gaëtano war der Erste, der das Schweigen brach.

„Filippu,“ sagte er, indem er dem Bauern die Hand zur biederen Versöhnung hinreichte, „ich habe

Dir von damals noch Abbitte zu thun; ich war ein grüner Junge; was ich Dir damals anthat, ich habe es seither oft bereut. Jetzt sind wir beide Männer geworden. Ich habe niemals eine Unehre darin gefunden, mein Unrecht einzugestehen. Ich erfülle Dir gegenüber nur die Pflicht eines ehrlichen Mannes, indem ich Dir sage: Verzeih, Filippu, und vergessen wir das längst Vergangene."

Filippu wußte nicht wie ihm geschah. Auf eine solche Sprache seines Herrn war er nicht gefaßt. Sie widersprach allen seinen Begriffen und er verstand sie nicht. Er nahm die ihm dargebotene Rechte, und Gaëtano glaubte den erwidernden Druck der seinigen als die bestätigende Antwort auf seine Frage deuten zu dürfen. Dann, den Kopf in die Schultern drückend und seine beiden, mit den Fingerspitzen sich berührenden Hände nach vorne fallen lassend, sagte Don Filippu, indem er fragend zu Padre Cicola hinschaute: „Eccelenza, was soll ich armer Bauer meinem Herrn zu verzeihen haben? Bin ich doch nichts als meines Herrn unterwürfigster Diener, und kann mich nicht entsinnen, was das Vergangene sein soll, von dem Eccelenza sprechen. Eh! Eh! Don Filippu ist jetzt ein alter Familienvater, der nur an seine Frau und Kinder denkt!"

Er schaute dabei abwechselnd den Pater und den

Marchese an, als wolle er den Ersten als Zeugen für die Aufrichtigkeit seiner Verwunderung anrufen.

„Bravo, Filippu!“ erwiderte Gaëtano, der des Bauern Worte anders deutete, als dieselben wohl zu deuten waren; „bravo, alter Junge! Weib und Kinder hast Du? Meine Mutter hat allerlei für sie mitgebracht, bunte Tücher, warme Kleider, wie ihr sie im Winter hier oben wohl gebrauchen könnt. Sind es Mädchen oder Knaben?“

„Vier starke Jungen, Eccelenza,“ sagte der Bauer; „besser als Mädchen für unsereins; was soll aus den Mädchen der armen Leute werden? Die Knaben können dem Vater mal helfen des Herrn Marchese Güter bebauen, wenn Eccelenza mit meinen Diensten zufrieden sind, wie Ihr Vater es war, dem die heilige Jungfrau zur ewigen Seligkeit verhelfen wird; denn ein guter Herr war Don Stefanu.“

„Na, mein braver Filippu, wie Du meinem Vater gedient hast, das ist auch ein Vergangenes, und das Vergangene soll beiderseits vergessen sein. Ich will ja nicht darüber sprechen,“ fügte Gaëtano, eine fragende Geberde des Bauern leichthin abwehrend, hinzu; „ich nehme ja gern an, daß Alles erlogen ist, was man mir erzählte. Hast wohl auch nicht lauter Freunde unter Deinen Landsleuten und Nachbarn hier oben?“

„Das kommt von Salvatore!“ sagte Don Filippu

zu sich selber, und er dachte dabei: Der gute Freund scheint sich ja schon recht früh an die Arbeit gemacht zu haben!

Unrecht hatte der schlaue Bauer freilich nicht; denn schon in früher Morgenstunde war Salvatore dem jungen Marchese, wie so von ungefähr, unter der Thür begegnet, und, da Gaëtano ihm vielerlei Fragen gestellt, so konnte ja der durchtriebene Maulthiertreiber nicht anders, als ihm auch vielerlei zu antworten; er hatte es auch recht gewissenhaft gethan, in schlauen, nur halbverschleierten Redensarten, mit halbverständlichen Geberden nach dem Val del Bove zu, und halbverblümten Andeutungen, die noch viel mehr errathen ließen als überhaupt zu errathen war. Jetzt stand er vor des Pfarrers Hause und gab sich mit Gaëtanos Rosse zu schaffen, dessen Aufschirrung er mit Kennermiene bewunderte.

„Tempi passati!" fuhr Gaëtano lächelnd fort, und er hub nun an dem Bauer zu erklären, wie er die ganze Wirthschaft auf andere Füße zu stellen gedenke, und wie die Lage seiner Bauern von Grund aus verändert und verbessert werden würde; nicht wie Menschen, sondern wie Sclaven seien sie bis jetzt behandelt worden; er wolle aber Gerechtigkeit walten lassen auf seinen Gütern, und einzig von Filippus Ehrlichkeit hänge es ab, daß er in seinem Dienste sich und seinen Kindern ein glückliches und menschenwürdiges Loos sichere.

Schweigend hörte Filippu zu. Von Gaëtanos Reden verstand er so gut wie nichts, und was er davon verstand, das nahm in seinem mißtrauischen Kopfe eine Gestaltung an, die, hätte der Marchese nur die leiseste Ahnung davon haben können, allen seinen Verbesserungsplänen auf Nimmerwiedersehen den Garaus gemacht hätte. Wie konnte es denn überhaupt einem Grundbesitzer einfallen, die Lage seiner Bauern zu verbessern? Er selber käme ja dabei zu kurz, und sich selber mit eigener Hand, ohne dazu gezwungen zu sein, ein Loch in den Beutel zu schneiden, das würde doch ein mit gesundem Menschenverstande ausgerüsteter Mann, wie der Marchese sonst einer zu sein schien, wohlweislich unterlassen. Filippu ließ also den jungen Herrn reden, kniff sich nur die Augen zusammen und dachte sich dazu eben was er wollte. Von diesem wie auch von den andern Gedanken, die in seinem Herzen tobten, ließ er aber selbstverständlich nichts merken, sondern that, als sei er mit Don Gaëtanos Plänen völlig einverstanden und nickte sogar von Zeit zu Zeit recht bekräftigend mit dem Kopfe dazu. Padre Cicola that das Gleiche, nur freilich aus einem ganz anderen Grunde: Die Reden des Marchese schienen dem mit offenem Mund und Ohren lauschenden Pfarrer so inhaltsschwer und von so tief christlichem Geiste beseelt, daß er kein Wort davon verlieren wollte und sich schon

auf die Predigt freute, die er mit Hilfe seines Gedächtnisses für nächsten Sonntag aus Gaëtanos Weisheit sich zusammenzuschmieden gelobte.

Von der Straße herauf tönte Eselgeschrei und Pferdegewieher. Man hörte die lauten Stimmen der Maulthiertreiber, die sich herumstritten, wer die Führung der Fremden übernehmen würde; denn um in dem unseligen Nicolosi zu verbleiben, waren sie doch nicht hergekommen; das war eine ausgemachte Sache. Den Lärm übertönte plötzlich Salvatores Stimme; höhnend rief er seinen Kameraden zu: „Ihr seid heute zu spät aufgestanden; das hab ich längst mit dem Marchese abgemacht; die Pferde sind gezäumt und Ihr möget Euch nach anderen Fremden umsehen!“

An Don Filippus Ohren schlugen diese Worte mit einem seltsamen Klange. Er war somit auch nicht erstaunt, als Gaëtano nach einer Weile zu ihm sagte:

„Zunächst will ich meine Güter besichtigen. Das Wetter ist schön. Wir reiten hinaus, übernachten in meiner Cassina am Val del Bove und kommen morgen durch die Weingärten zurück. Mache Dich also bereit, in einer halben Stunde brechen wir auf.“

„In . . . der . . . Cassina?“ wiederholte aber Don Filippu langsam, ein Wort nach dem andern hervorstammelnd, und mit einem Ausdruck des Schreckens, der dem Marchese ein flüchtiges Lächeln abgewann,

als verstände er gar vortrefflich dessen geheime Ursache. Gaëtano öffnete den Mund, um den, wie er wähnte, auf seinen Schlichen ertappten Bauern durch ein paar wohlangebrachte Anspielungen auf seine Weingeschäfte noch ärger in Verlegenheit zu bringen, als die Thür plötzlich aufgerissen wurde und Donna Nunzia, nur halb angekleidet, in fliegende Shawls gewickelt, mit geröthetem Gesicht und weit hervortretenden Augen in's Zimmer gestürzt kam. Wie sie Don Filippu erblickte, blieb sie wie gebannt auf der Schwelle stehen. Ihr Auge flog mit einem Ausdruck von wilder Angst von dem Bauern zu Gaëtano und von Gaëtano zu dem Bauern zurück.

„Du hier, Don Filippu?" rief sie, „was willst Du mit meinem Sohne? Bin ich nicht mehr Deine Herrin? Bin ich nicht die Marchesa? Mit Don Gaëtano hast Du nichts zu verhandeln; das besorge ich, hörst Du?"

Und zwischen ihren Sohn und den Bauern warf sich das erregte Weib, als gälte es ihr Kind mit ihrem Leibe zu decken. Wie ganz anders ward ihr aber zu Muthe, als sie jetzt Don Filippu zitternd und mit erhobenen Händen vor sich treten sah, und als dieser Mann, den sie wie den Todfeind ihres Sohnes fürchtete, ausrief:

„Donna Nunzia, Donna Nunzia, Euch führt zu

dieser Stunde die heilige Madonna zu mir, daß Ihr mir beisteht, Euren Sohn zu schützen!"

Und zu Gaëtano sich wendend:

„In Eure Cassina wollt Ihr reiten? die Nacht wollt Ihr dort zubringen? Hat man denn in Catania nicht von den Briganten gehört, die sich am Val di Bove herumtreiben? Will der reiche Marchese die Spadalonga morgen in eine Höhle geschleppt und ausgepfändet werden? Donna Nunzia, ich bin ein armer Bauer, allein ist mein Herr in Nicolosi, so muß ich über ihn wachen! und wo Filippu wohnt, Ihr versteht mich, Donna Nunzia, da darf Eurem Sohne kein Unglück zustoßen. Nicht lauter Freunde hab' ich hier oben, sagtet Ihr vorhin, Don Gaëtano; fielet Ihr den Briganten in die Hände, Jene würden sagen, Don Filippu sei Schuld daran!"

Mit jedem Worte schien die Erregung des Bauern zu wachsen. Sein ganzes Wesen war verändert; seine in sich zusammengedrückte Gestalt hatte sich erhoben; sein Auge funkelte, seine Stimme bebte.

Gaëtano beobachtete ihn still lächelnd. Er bewunderte die Verstellungskunst dieses Bauern, der mit solcher Virtuosität die Briganten vorzuschieben verstand, um eine, ihm aus ganz anderen Gründen unbequeme Reise zu seinem geheimen Weinlager zu vereiteln. Zu-

gleich gedachte er der Worte seiner Mutter vor ihrer Abfahrt von Catania. Lächelnd warf er ihr einen Blick zu, als wollte er sagen: „Und vor diesem Manne sollte ich mich fürchten, der so vor mir zittert?“ Den Blick hatte Donna Nunzia verstanden. Er enthielt wie eine Antwort auf ihre eigenen Gedanken. Sprachlos blieb sie vor Filippu stehen. Hätte sie sich so in ihm getäuscht?

„Vor Deinen Briganten bangt mir nicht,“ erwiderte endlich Gaëtano, „und am Ende bangt Dir selbst noch weniger vor ihnen, als vor etwas Anderem. Ich reise ja auch nicht allein; Du gehst mit und Salvatore und Natale auch, und meine gute Büchse die geht auch mit und Carabinieri giebt es auch in jener Gegend; mit denen reisten wir ja gestern.“

„Donna Nunzia,“ rief aber der Bauer und erhob nochmals betheuernd die Hände, „Ihr seid mein Zeuge! Padre Cicola, Euch rufe ich an! Ihr habt gehört. Meine Pflicht habe ich erfüllt. Ihr wollt es haben, Don Gaëtano? Ich bin Euer Knecht und gehorche meinem Herrn. Aber bedenkt es wohl, bedenkt es nochmals, Don Gaëtano! Es heißt dies Gott versuchen; und an dem, was geschehen kann, will ich keine Schuld tragen.“

Es lag etws Gewaltsames in seinen Betheuerungen.

Was sollte denn geschehen? Der Donna Nunzia war es dabei unheimlich zu Muthe. Waren Filippus Worte aufrichtig? Konnte ein Sicilianer vergessen und verzeihen?

„Noch Jemanden hast Du vergessen, der auch mitreitet," rief sie, als Filippu die Thüre hinter sich geschlossen hatte; „ohne mich gehst Du nicht in die Cassina!"

Und ohne Donna Nunzia ritt Gaëtano doch von Nicolosi ab.; denn vergeblich versuchte es die alte Marchesa, ihren Esel zu besteigen; die müden Glieder versagten ihren Dienst, und, wie unbezähmbar auch der Wille des energischen Weibes war, noch unbezähmbarer war der Widerstand ihrer durch den gestrigen Ritt gebrochenen Kräfte. Als Gaëtano das Zeichen der Abfahrt gab, drängte sich die Alte mit krampfhafter Geberde an Filippus Esel hin. „Don Filippu!" schrie sie; weiter aber brachte sie nichts über ihre Lippen. Der Bauer schaute sie einen Augenblick fragend an, es lag in seinem Blicke wie der Widerschein eines in seinem Innern tobenden Kampfes.

„Was kann ich denn thun?" sagte er endlich, „er ist der Herr, er gebietet, ich gehorche."

„Don Filippu!" schrie die Alte nochmals zu ihm auf, und seinem Esel fiel sie in die Zügel, und dicht

unter des Bauers Gesicht tretend, fügte sie mit leiser, kaum hörbarer Stimme hinzu:

„Denke an Deine Frau und Kinder!“

An diese hatte Filippu wohl in dieser Stunde nicht gedacht. Es flog wie eine Wolke über sein Gesicht.

„Du wirst es gut haben bei meinem Sohn,“ fuhr sie in fast schmeichelndem Tone fort, „er meint es gut mit Dir.“

„Don Filippu!“ rief von Weitem Gaëtano, der mit Salvatore schon ein gutes Stück vorangeritten war.

Der Bauer schlug mit beiden Füßen an seines Esels Weichen.

„Vorwärts, Natale!“ sagte er zu seinem Begleiter, der, bewaffnet wie er selbst, hinter ihm wartete, und seine Doppelflinte quer über den Sattel legend, rief er zu Donna Nunzia herunter:

„Zwei Schüsse hab' ich sicher, und fünf stecken ja in Don Gaëtanos Revolver.“

„Addio, Filippu!“ rief Padre Cicola vom Fenster herunter.

Addio, Filippu! Die Antwort blieb dem Bauern im Halse stecken. Ja wohl, Addio Filippu! so klang es schon lange in seinen Ohren. Ohne sich umzublicken, ritt er mit Natale den Anderen im scharfem Trabe nach.

III.

Hellleuchtend im Glanze des frisch gefallenen Schnees hob sich die gewaltige Pyramide des Aetnas von dem blauen Himmel ab, als die kleine Schaar in der Mittagsstunde ihren Austritt aus Nicolosi antrat, den Anderen voran Gaëtano und Salvatore zu Pferde, hinterdrein die beiden Bauern auf ihren Eseln.

Frohen Muthes und mit einem Gefühle von wonnigem Wohlbehagen athmete Gaëtano die frische, starke Bergesluft ein und ließ sein Auge über Thäler und Höhen schweifen. Alles war so neu für ihn hier oben, und Alles heimelte ihn doch andererseits wieder so an, und es war ihm, als eröffne sich ihm bei jedem Schritt eine neue Erinnerung an seine schon seit so langer Zeit verflossenen Jugend- und Kindertage. Dort zur Rechten lag Trecastagne mit seinem hohen Kirchthurm und seinen aus schwarzer Lava erbauten Häusern; links erhoben sich die Zwillingskegel der Monte Rossi, wo er sich so oft mit den kleinen Bauernjungen von Nicolosi herumgetummelt, wo sie blinkende, in allen Farben schillernde Krystalle auflasen, wo der Thymian mit seinem berauschenden Dufte seine Blätter und Blumen über das verworrene Vulkangestein streute. Hinter ihm in weitem, unendlichen Halbkreise dehnte sich der silberschimmernde Meereshorizont und das

grünende Ufer Siciliens mit seinen Städten und Thürmen und Kirchen, Catania, Acireale, Acicastello und wie all' die Orte hießen, in denen er seine lustige Jugendzeit verlebt und verjubelt. Gaëtano lächelte still in sich hinein; gar manches Abenteuer hatte er in diesen glücklichen Gefilden glücklich bestanden, und über seiner Mutter Aengstlichkeit mußte er lächeln, wenn er daran dachte, wie so ungefährlich all diese Abenteuer verlaufen waren; viel Lärm zuerst und dann eben so rasches Vergessen! Und wenn es in den Städten in dieser Weise ging, warum sollte es denn in den Dörfern anders sein?

Wie sie an der Cassina der Heiligen vorbeikamen, erklärte ihm Salvatore die Wunderthat des San Antonio von Padua und seines Bruders Antonino.

„Und solch albernes Zeug glaubt man noch hier zu Lande?" fragte hellauflachend Gaëtano, zu den beiden Bauern sich umwendend.

„Ueber die Heiligen spotten, bringt Unglück," antwortete aber, in ernstem Ton und ohne zum Marchese aufzuschauen, Don Filippu.

In tiefen Gedanken, den Kopf auf die Brust gesenkt, saß der Bauer auf seinem Esel. Zuweilen blieb sein Auge mit einem sonderbar gemischten Ausdruck auf Gaëtano ruhen, der sein Roß so rüstig und munter durch die Wirrsale der Lavawege leitete. Die wider-

sprechendsten Gefühle kämpften in Filippus Seele. Ein braver Herr war doch Gaëtano, daß er nicht verschmäht hatte, seinem Bauern, seinem Knechte, die Hand zur Versöhnung zu reichen, — seinem Knechte, den er ja mit einem Fußtritte bei Seite zu schieben und mitsammt Frau und Kindern Hungers sterben zu lassen das Recht hatte! Und diesen Knecht hatte er doch um Verzeihung gebeten, und vor Zeugen hatte er dies gethan, denn Padre Cicola hatte es mitangehört und der würde es nicht für sich behalten. Ja, ein gutes Herz mußte Gaëtano haben! Und plötzlich aber fuhr wie eine rothe Blutwelle die Erinnerung an die alten Zeiten über diese Gedanken hin und es war Filippu, als brodle Alles wirr durcheinander in seinem Gehirn, und es flammte vor seinen Augen, als schössen tausend Raketen und Feuerräder vor ihm in die Höhe, und seine Ohren sausten, als hämmerten da drinnen alle Glocken von Nicolosi. Und es waren ja auch die Glocken, die von fern her zu ihm heraufsummten, so sinnverwirrend, zuweilen fast verstummend, und dann wieder, wenn der Wind schärfer zu den Bergen zog, so laut und deutlich, und es kam ihm ihr Summen und Klingen wie ein höhnendes Spottlied vor, ein Spottlied, das die ehernen Zeugen seiner damaligen Schmach durch alle Lüfte auf den Elenden heruntersangen, der noch mit sich kämpfte, ob er jene Stunde vergessen, ob er jene That verzeihen solle.

„Santo Diavolo!“ kam es auf Filippus Zunge, und er gab dem Esel mit seinen beiden Knieen und Fersen einen so plötzlichen und kräftigen Ruck, daß Natale ob dieser seltsamen unmotivirten Bewegung seines Herrn erstaunt den Kopf erhob. Der Esel spitzte die Ohren und schüttelte sie dann, als könne auch er nicht verstehen was mit seinem gewöhnlich so ruhigen und vorsichtigen Reiter vorgehe, dann dem Drucke gehorchend setzte er sich in einen kurzen Galopp und brachte seinen Herrn zu den beiden Voranreitenden, denn so dachte er wohl in seinem Eselverstande, einen anderen Zweck dürfte Filippus Anspornung doch nicht gehabt haben. Wie er so dicht hinter Gaëtano zu reiten kam, mußte Filippu unwillkürlich auf dessen breiten Rücken hinschauen, und Gott weiß was für Gedanken jetzt in seiner Seele herumwühlten, daß seine Hand mit einem Male den Kolben der Flinte so fest anfaßte. Gaëtano blickte sich gerade nach dem rasch hinter ihm her trippelnden Esel um, und wie er Don Filippu, mit der Flinte quer über dem Sattel, so nahe hinter sich sah, da konnte er sich der Erinnerung an Donna Nunzias Aengstlichkeit nicht erwehren.

„Filippu,“ sagte er lächelnd, „weißt Du wohl, daß, wenn ich den Mahnungen meiner Mutter gefolgt hätte, ich niemals mit Dir in diese Einöde geritten wäre, auch wenn es keine Briganten gäbe?“

„Und warum denn, Herr Marchese?“ fragte verwundert der Bauer, „die Donna Nunzia kennt mich doch seit vierzig Jahren und weiß, daß ich ein treuer Diener ihres Hauses bin.“

„Das sollst Du auch bleiben, Filippu,“ erwiderte Gaëtano, und reichte ihm die Hand hin, und schüttelte die seinige, als ob er ihm mit diesem Händedruck Vieles sagen wollte, was man aus seinen Augen herauslesen konnte, als ob er bei sich gedacht hätte: „Wenn die Herren diesen armen Teufeln nicht immer Unrecht thäten und ihnen ein ewiges Mißtrauen entgegenbrächten, so wären diese auch bessere Menschen!“

Gaëtanos Blick glitt langsam, wie mit einem sanften Schmeicheln, in Filippus Auge und Herz. Wie leuchtete dieser Blick doch so freundlich, und welch eine gewinnende Güte strahlte aus diesem Angesicht! Ja, schlecht war Gaëtano niemals zu den Bauern gewesen, auch damals nicht, und ein Jugendstreich war es ja, und die Jugend ist unüberlegt und übermüthig! Und wenn es wahr wäre, was er ihm heute Morgen bei Padre Cicola sagte, wie ruhig und glücklich könnte doch Filippu mit seiner Frau und seinen Kindern leben! An die sollte er denken, meinte die Donna Nunzia. Und mit der Ninetta, das war ja am Ende eine recht alte Geschichte, und näher standen ihm doch seine Frau und Kinder. Eine alte Geschichte? Giebt es alte Geschichten

die man vergessen darf? Damals war ein Unrecht geschehen, und das Unrecht war noch nicht gesühnt, und gesühnt mußte es werden? Dann aber zuckte er die Achseln und dachte weiter: Was habe denn die Donna Nunzia eigentlich für ihren Sohn zu befürchten? und auch wenn er es wollte, was konnte er dem Gaëtano heute anhaben, da Salvatore und Natale auch dabei waren? und er habe ja übrigens das Seine gethan, indem er vor diesem Ritte warnte; an die Briganten dachte er nicht dabei; aber an etwas Anderes! Komme jetzt was kommen wolle, in den Händen des Schicksals liege das Weitere.

„Weshalb läuten denn die Glocken in Nicolosi?“ fragte plötzlich der Marchese, „es ist doch nicht Sonntag.“

„Wir feiern morgen das Fest unseres Schutzpatrons, des San Antonio,“ antwortete Salvatore.

„Ah! ist morgen das Fest?“ sagte Gaëtano und sah dabei auf Filippu hin. Weiter sagte er nichts; Filippu merkte aber, was er bei sich dachte, und als Gaëtano ihm wieder den Rücken zugewendet hatte, lachte er grimmig vor sich hin: „ja morgen war das Fest!“

Ein paar Stunden lang waren sie schon geritten. Immer öder wurde die Gegend. Der Weg führte abwechselnd über die breiten, längst verwitterten Lavaströme und durch die über Thäler und vulkanische Hügel sich weithin erstreckenden, in üppiger Fruchtbarkeit

strotzenden Rebgelände. Vereinzelte Cassinas hoben sich grellweiß von dem dunkelen Hintergrunde der Felsen des Val del Bove ab. Heiß brannte die Sonne auf dem heißen Gestein.

„Ich denke, wir trinken einen Schluck Wein," sagte Don Gaëtano, indem er Natale mit dem Proviantkörbchen zu sich herwinkte.

„Wein haben wir keinen mitgebracht," antwortete der Knecht.

Lachend drehte sich Salvatore um.

„Dachtest wohl, Don Filippu, uns vom Besten aus Deinen Felskellern zu credenzen? Hast Dir wohl ein hübsches Kellerchen dort oben eingerichtet?"

Eine heiße Zornwelle schoß dem Bauer in den Kopf. Er warf dem Natale einen stechenden Seitenblick zu und antwortete:

„Daß Deine Briganten mir meine Fässer leeren, Salvatore? So dumm wird Don Filippu doch nicht sein."

„Was meinst Du damit," fragte Gaëtano, „was mag Salvatore mit den Briganten gemein haben?"

Filippu zuckte die Achseln.

„Das weiß ja jedes Kind, daß Salvatore den Briganten erst gestern noch Mundvorrath zuführte."

Drohend ballte aber der Maulthiertreiber die Faust gegen den Bauern.

„Santo Diavolo! Don Filippu, mir brauchst Du nichts am Zeug zu flicken.“

Der Marchese legte sich beschwichtigend in's Mittel. Was Filippu von Salvatores Beziehungen zu den Briganten gesagt, kam ihm aber doch sonderbar vor, denn jedesmal, wenn von den Briganten die Rede gewesen war, hatte Salvatore in so bestimmter Weise erklärt, die ganze Brigantengeschichte sei weiter nichts als eine müssige Erfindung, und jetzt, auf Filippus Anklage, hatte er nichts zu erwidern gefunden, als eine nichts- oder gar vielsagende Drohung. Dann fiel ihm wieder ein, daß die Beiden seit langen Jahren verfeindet waren.

„Du magst ihn wohl nicht leiden,“ sagte er halblaut zu Filippu, der gerade neben ihm herritt, weil sein Vater die Ninetta verkauft; — sie war ja doch eine Dirne.“

Don Filippu schwieg einen Augenblick. Dann erwiderte er ganz ruhig, als denke er an andere Dinge:

„Ja, eine Dirne war sie freilich.“

Und dann gingen sie weiter, ohne ein Wort zu sprechen. Was brauchte doch Gaëtano diese Erinnerung wieder zu wecken? Man wühlt doch nicht in der glimmenden Asche; lodernde Flammen schlummern drin.

Tiefer sank die Sonne hinter dem himmelanstreben-

den Feuerberg. Die Felswände lagen schon in farbloses Abendgewand gehüllt.

Plötzlich stieß Natale einen kurzen Schrei aus. Seine Hand deutete auf eine dunklere Stelle an dem Abhange des Kegels, wo einige Gestalten sich zwischen den Felsen bewegten und sofort wieder verschwanden.

„Was ist's? fragte Gaëtano.

„Leute, die zu dieser Stunde in dieser Gegend nichts zu suchen haben, — die Briganten!" antwortete in scharfem Tone Filippu.

Und nun war's als überwältigte ihn wiederum jene Erregung, die ihn schon in Padre Cicolas Hause ergriffen hatte. Dem Pferde des Marchese fiel er mit rascher Hand in die Zügel, und, wie nach Athem ringend, stieß er in abgebrochenen Sätzen die Worte aus:

„Herr! ich habe Euch gewarnt! Auf mich fällt keine Verantwortung! . . . Zum Umkehren ist es jetzt zu spät; in einer halben Stunde ist es Nacht; . . hätte ich ein Pferd, ich ritte nach Zaffarano, wo die Carabinieri die Nacht zubringen müssen; an Eurer Stelle, Don Gaëtano, bliebe ich mit ihnen dort über Nacht, ... oder schickte Einen hin, um sie zu uns zu führen."

Der Marchese hatte die Gestalten deutlich bemerkt. Vier Männer waren es, die sich dort hinter den Felsen

versteckt hatten. Furcht kannte er nicht und ein ganz anderes Gefühl war es, das ihn bewegte.

„Wie weit ist es bis nach Zaffarano?“ fragte er, „und bist Du sicher, daß die Carabinieri sich dort befinden?“

„Sie waren gestern in Nicolosi; da wir ihnen auf dem Herritt nicht begegneten, so können sie in keinem anderen Orte übernachten; es ist das einzige Dorf in der Umgegend. Eine Stunde hin, mit einem guten Pferde und eine halbe zurück bis zu der Cassina, dort oben.“

Er deutete auf eine kleine Böschung, wo eine Steinhütte am äußersten Rande der Weinberge stand.

„Ich glaube gar, Du hast Angst, Don Filippu,“ höhnte Salvatore; „Du weißt ja so gut wie ich, daß jene Leute uns nichts zu Leide thun.“

Einen durchdringenden Blick warf Gaëtano auf den Maulthiertreiber. Von den Briganten wußte der jedenfalls mehr als er sagen wollte.

„Salvatore,“ sagte er nach einer kurzen Pause; „ich bin ein alter Offizier, ich will dabei sein, wenn man jenen Herren dort oben das Handwerk legt und will den Leuten zeigen, wie man mit dem Brigantengesindel verfährt. Du bist ein tüchtiger Reiter; gieb Deinem Rosse die Sporen und bringe mir die Carabinieri hierher!“

„Eccelenza!“ rief Salvatore, dem ein solcher Ritt wenig zu behagen schien; „von jenen Leuten habt Ihr nichts zu befürchten . . .“

Aber aufbrausend unterbrach ihn Gaëtano:

„Ich weiß, was ich befehle, kein Wort weiter, sonst glaube ich, Du hältst es mit ihnen!“

Seine Hand spielte mit dem Revolver. Salvatore antwortete nicht und entfernte sich rasch, im scharfen Trabe.

In raschem Wechsel war der Tag erloschen und hatte die Dunkelheit der Nacht die weiten Aetnagefilde mit ihrem Schleier bedeckt. Ohne ein Wort zu wechseln ritten die Dreie der Cassina zu. Zu raschem Laufe trieb Filippu seinen Esel an. Seine Hand lag fest auf dem Kolben seiner Flinte. Sein Auge aber hing unverrückt an Gaëtano.

„Natale,“ sagte er, als sie oben angelangt waren, „Du kennst den Ort, hole Wein herauf . . . vom besten.“

„Welchen Ort?“ fragte halblaut Natale, der seinen Ohren kaum traute.

„Den Keller, Santo Diavolo, von dem Salvatore sprach. Spute Dich! Den Herrn Marchese dürstet, . . . und mich auch!“

Seine Stimme klang wie hartes Metall; kurz und herrisch schossen die Worte über seine Lippen. Gaëtano

hörte nichts von diesem raschen Zwiegespräch. Er war in die Cassina getreten und musterte die Räumlichkeiten.

„Gehorche!“ rief finster drohend Filippu und seine Flinte klirrte auf dem harten Felsen. Sein Auge schoß Blitze. Er stand hoch aufgerichtet.

Natale gehorchte. Er wußte nicht, wie er Filippus Worte deuten sollte. Was ging dies ihn übrigens an? Don Filippu mochte wohl wissen was er that. Behutsam kletterte er die Lavaböschung hinunter, die steil gegen den Bergen zu abfiel. Von oben schaute ihm Filippu nach, bis er in dem Felsengewirr verschwand. Natale sah noch, wie der Bauer seine Flinte mit raschem Rucke aufhob, als spanne er den Hahn. Er lächelte vor sich hin und dachte: „Daß Filippu so viel Aufsehens macht von den Briganten! Der will sich wohl bei seinem neuen Herrn recht wichtig machen!“ Dort unten in einem schwarzen Kessel lag die Grotte; der Eingang war verdeckt von wildem, mannshohen Ginster, ein Stein versperrte die Oeffnung. Wie Natale, seine Laterne in der Hand, sich über die losen Blöcke in die Tiefe hineinließ, hörte er von ferne, durch die stille Nacht, die Böllerschüsse knattern, die den Anfang des nächtlichen Festes in Nicolosi ankündigten; dann ging wie ein rasches, rothes Leuchten am Horizonte auf; es waren die Raketen, die mit ihren feurigen Schweifen prasselnd zu den Sternen aufsausten.

„Dort geht's lustiger her als hier oben," dachte der gute Natale bei sich selber, indem er den schweren Stein bei Seite schob; „wäre ich dort unten, jetzt tanzte ich auf dem Platze vor der Kirche, mit der kleinen Carmela," — und dachte weiter:

„Vor zwanzig Jahren hat es auch ein Tanzen gegeben, dort vor der Kirche, bei dem Prasseln der Raketen. Ob Filippu jetzt noch daran denkt?"

Plötzlich hörte Natale ganz in der Nähe ein anderes Knattern. Ein Schuß war gefallen, dicht oben, gerade bei der Cassina; ja, er krachte so dumpf, als wäre er im Hause selbst gefallen. Was war das? Natale sprang auf und kletterte rasch die Böschung hinauf. „Filippu! Don Gaëtano!" rief er. Da fiel noch ein Schuß, und der hatte ihn selber getroffen. Mit beiden Händen griff er nach seiner Brust. Er wollte rufen. Es schien ihm, als hörte er Jemanden über die Blöcke heruntersteigen. Dann verlor er die Besinnung und sank lautlos zur Erde.

— — — — — — — — — — —

Das Schießen hatten die Carabinieri in dem Zaffarano wohl auch gehört, denn auf halben Wege traf sie der in athemlosem Rennen über den steinigen Pfad galoppirende Salvatore. Als sie, die Büchse schußbereit, langsam und sachte, mit vorgebogenem Kopfe, sich der geschlossenen Thür der Cassina näherten,

hörten sie nichts als ein leises Wimmern am Fuße der Böschung und in weiter Ferne wie ein Laufen und einen halberstickten Hilferuf. Die Cassina selbst war finster und still. Behutsam öffneten sie die Thüre. Nichts regte sich in dem Hause. Als sie mit einem Haufen Reisig, das sie zusammenlasen, Licht und Feuer gemacht hatten, erblickten sie in der Ecke, mit dem Gesicht auf der Erde, die Arme weit ausgebreitet, mit einem dicken Blutfleck mitten im Rücken, einen Mann. Es war Gaëtano. Er war todt.

„Zu Hilfe!“ stöhnte es von unten herauf. Sie liefen zur Stelle. Dort fanden sie, auf einem Steine sitzend, die blutdurchströmten Hände gegen seine durchschossene Brust drückend, Natale.

„Die Briganten!“ wimmerte der Arme; „überfallen! . . . Der Marchese ist todt!“

„Und wo ist Filippu?“ fragte in hastigem Tone Salvatore.

„Verwundet . . . zur Stadt gesprengt . . . Hilfe suchen!“ . . .

Mit einem sonderbar fragenden Ausdruck bohrte sich Salvatores Blick in des Verwundeten Auge. Es schien als könne Natale diesen Blick nicht ertragen, denn er schloß plötzlich die Augen und sank zur Erde.

IV.

Mitten in der Nacht wurde Donna Nunzia aus ihren schweren Träumen aufgeschreckt. Vor ihrem Bette stand, mit verstörtem Blick, Padre Cicola. Laute, jammernde Stimmen ertönten von der Treppe.

„Donna Nunzia,“ stammelte der Pater, dessen zitternde Hand das triefende Talglicht kaum zu halten vermochte, „Donna Nunzia! . . . faßt Euch! . . . Um Gottes Willen! . . . Madonna Santissima!“

Mit einem furchtbar durch das Haus gellenden Schrei sprang die alte Marchesa aus ihrem Bette:

„Madonna! Madonna! Filippu hat mein Kind ermordet!“

Aber im selben Augenblick stürzte sich Don Filippu zu ihren Füßen; Thränen rannen über seine fahlen Wangen; er hob beide Hände flehend zu der Alten empor:

„Donna Nunzia,“ rief er mit bebender Stimme, „haltet dies Wort zurück! An dem Tode Eures Sohnes bin ich unschuldig! Zerreißt mich in Stücken, wenn ich Don Gaëtano ein Leids angethan! Die Briganten haben uns überfallen; Don Gaëtano ist getroffen . . . vielleicht nur verwundet, Donna Nunzia! . . . Natale ist todt! . . . meine zwei Schüsse habe ich abgefeuert; was konnte ich mehr? . . . sie haben auf mich ge=

schossen; . . . seht meinen Wamms, der Schuß fuhr durch; . . . Gottes Barmherzigkeit helfe mir Armen! . . . Ich hatte ihn gewarnt! . . . Ihr waret Zeuge, Donna Nunzia! und Ihr habt's gehört, Padre Cicola!"

„Und Salvatore?" rief der Pfarrer.

„Salvatore?" erwiderte mit flammenden Blick der Bauer; „den hatte Gaëtano gerade weggeschickt, um die Carabinieri zu holen; die Nacht ist dunkel, Padre Cicola; wer geschossen hat, das konnte keines Menschen Auge erkennen."

Donna Nunzia starrte dem Bauern stumm und unbeweglich in's Gesicht. Plötzlich fuhr sie auf:

„Pferde! Pferde!" schrie sie; „Cicola, Filippu, alle Männer zu Pferde! Waffen für Alle! Fort! Hinauf!"

Und in athemlosen Galopp, daß den Rossen der Schaum über die Zügel floß und die Hufen Funken aus dem alten Lavagestein schlugen, raste es den Berg hinan; allen Anderen voraus Donna Nunzia, mit fliegenden Haaren, die Pistole in der Faust, wie eine furchtbar durch die Nacht nach Rache schnaubende Megäre; Padre Cicola hinterdrein, leichenblaß, Gebete hervorstoßend, auf seinem Pferde hin- und hergeschüttelt, und neben ihm Don Filippu, fest im Sattel, das wieder geladene Gewehr in der Rechten, das funkelnde Auge wild auf die schwarzen Berge gerichtet; hinter ihnen

eine Schaar von tobenden und fluchenden Bauern und Knechten, und weiter noch die Weiber und Kinder von Nicolosi, in unendlicher Zahl, die heulten und schrien und jammerten und beteten, und deren Geheul unheimlich durch die öden Aetnagefilde tönte, wie das Krächzen von einem Schwarm aufgescheuchter Nachtvögel.

Kein Wort drang aus Donna Nunzia's blassen, krampfhaft zusammengepreßten Lippen. Wie sie aus dem Hause getreten war, hatte sich ihr Blick starr auf Don Filippu geheftet, der jammernd den Umstehenden das Loch, das die Briganten durch seinen Wamms geschoßen hatten, zeigte; es lag unter dem rechten Arm; das Tuch war ringsum angebrannt. Donna Nunzias Augen hatten sich weit geöffnet; ein kurzer Blitz hatte darin geleuchtet; dann hatte sie sich auf's Pferd geschwungen und war den Andern vorangesprengt.

Von Weitem schon sahen sie die Fenster der Cassina wie rothe Sterne durch die Finsterniß funkeln. Mit einem Aufschrei, gleich einer Löwin, der man ihre Jungen getödtet hat, sprang Donna Nunzia vom Rosse, und, die Carabinieris mit beiden Armen aus dem Wege schiebend, flog sie in das enge, von einem Kienfeuer erleuchtete Gemach. Da lag, auf der nackten Erde, ihr Sohn, das bleiche Antlitz zur Decke gewendet, die Augen geschlossen zum ewigen Schlaf. Ein Militärmantel bedeckte den Körper. Die Soldaten hatten dem todten Haupt-

mann die letzten Ehren erwiesen. Donna Nunzia starrte ihn an, in stummer Verzweiflung die Hände ringend. Keine Thräne entquoll ihren Augen. Kein Laut entrang sich ihrer Kehle. Sie sah nicht den, in der andern Ecke am Boden kauernden, an Händen und Füßen gefesselten Salvatore; sie hörte nicht das Aechzen des im Nebengemache liegenden Natale; kein Echo fand in ihrer starren Seele das Wehegeschrei des Padre Cicola und der aufgeregten Bauern, welche die Carabinieris vor dem Thore der Cassina abwehrten.

Ehrfurchtsvoll näherte sich ihr der Brigadier. „Signora Marchesa," sagte er, „sind die Andern noch nicht in unserer Gewalt, ihren Helfershelfer halten wir fest!" und seine Hand deutete auf den geknebelten Maulthiertreiber.

„Helfershelfer!" rief aber Salvatore zurück; „den müßt ihr anderswo suchen! Der war und bin ich nicht!"

Donna Nunzia fuhr zusammen. Sie drehte sich um.

„Don Filippu! rief sie mit befehlender Stimme und mit starker Faust zog sie den Bauern über die Schwelle, und das durchlöcherte Wamms von seinen Schultern reißend:

„Wo ist die Wunde," schrie sie, „die dieser Schuß geschlagen hätte?

Ein Beben zuckte durch Filippus Glieder.

„Donna Nunzia,“ rief er, „bei der heiligen Madonna! Ihr thut mir Unrecht! An dem Tode Eures Sohnes bin ich unschuldig. Fragt Natale wenn er noch lebt; .... er hat's gesehen!“

„Haltet ihn fest,“ gebot die Alte„ „führt ihn hinaus! . . . Padre Cicola, kommt mit!“

Und den jammernden Pater riß sie stürmend in das Nebenzimmer. Dort lag der arme Natale fast bewußtlos; er hörte nicht, was um ihn herum vorging, und betete nur still vor sich hin. Ein Carabinieri saß neben ihm auf der Erde und hielt ein Tuch auf seine blutende Wunde, Als er Donna Nunzia erblickte, richtete sich Natale auf. „Eccellenza!“ stöhnte er, „die Briganten!... Salvatore hat ihnen den Weg gezeigt... Euer Sohn ist todt!“....

Eine seltsame Wandlung hatte sich plötzlich in Donna Nunzias Wesen vollzogen. Ruhig kniete sie neben dem Verwundeten nieder.

„Natale, „sagte sie leise flüsternd, „mein Sohn ist nicht todt; er hat gesprochen; ... nicht die Briganten waren's; . . . ein Anderer war's; ... warum sagst Du die Wahrheit nicht? .... willst Du mit einer Lüge vor den ewigen Richter treten? . . , hier steht

Padre Cicola; er bringt Dir Vergebung Deiner Sünden, so Du die Wahrheit bekennst!"

Mit aufgerissenen Augen schaute der Arme die Marchesa an. Seine Lippen bewegten sich. Er sah zum Pfarrer auf:

„Don Gaëtano lebt? er hat gesprochen?"

Dann zuckte er zusammen und sagte leise mit kaum hörbarer Stimme:

„Wo ist Don Filippu?

Die Alte schien seine Gedanken zu verstehen:

„Vor Filippu brauchst Du keine Angst mehr zu haben; er hat seine Schuld gebeichtet."

„Gebeichtet?" fragte zitternd Natale.

„Gebeichtet, antwortete Padre Cicola, indem er die Hände faltete.

Da richtete sich Natale hoch auf von seinem Lager.

„Hat er gebeichtet, so darf ich sprechen. Er war's; . . . und seine Kugel war's, die auch mich traf; und als ich unten lag, da trat er zu mir und drohte mir mit dem Tode, wenn ich nicht aussagte, die Briganten hätten's gethan! . . . Don Filippu ist mein Herr, Donna Nunzia, ich bin sein Knecht; . . . Er sagte mir: Natale, hätte ich Dich nicht verwundet, so wären wir Beide die Mörder, und mit mir würdest Du auf

dem Schaffot bluten! Besser ist's so! Deine Wunde wird heilen, und bist Du gesund, ich schwöre es bei der heiligen Madonna, für Dich und die Deinen sorge ich mein Leben lang."

Er hielt einen Augenblick inne.

„Und dann?" fragte der Pfarrer.

„Dann . . . ja, dann zog er sein Wamms aus, und hängte es über einen Felsen, und schoß aus meiner Flinte eine Kugel durch, und sagte lachend: Sieh Natale! auch auf mich haben die Briganten geschossen! und zog das Wamms wieder an, . . . und ließ mich liegen."

Ein markdurchdringender Schrei gellte durch das Haus. Mit wuthfunkelnden Augen stürzte Donna Nunzia hinaus, auf Filippu zu.

„Hier steht Don Gaëtanos Mörder!" rief sie; „Natale, den Du als Zeugen Deiner Unschuld anriefest, hat die Schuld gebeichtet, Du Hund, der Du Deinen Herrn gemordet!"

Filippu aber schaute mit finsterem Blick in das Auge der Alten.

„Wer hat die arme Ninetta entehrt?" sagte er mit scharfem Tone; „die Rache war meine Pflicht! Ich hab ihn gewarnt! Die Rache hat er gewollt! Ja, deinen

Sohn hab ich getödtet, Donna Nunzia! Nun tödtet mich!“

Da fuhr die alte Marchesa mit den zitternden Händen in ihr welkes, graues Haar und schrie, daß es weithin durch die Nacht dröhnte:

„Weh mir Unseligen! Mein einziger Sohn gemordet? Und allein bin ich auf der Welt, und kein Kind, kein Kindeskind bleibt mir zur Seite, um Rache zu nehmen an dem Verfluchten bis in das siebente Glied!“

Und plötzlich, als löse sich mit einem Male der lange zurückgedämmte Schmerz, brach sie zusammen, zu ihres todten Sohnes Füßen, eine Sterbende neben ihres Kindes Leiche.

— — — — — — — — — — — — — —

Als die Carabinieris am anderen Tage den gefesselten Filippu von Nicolosi abführten, und als der Zug vor des Bauern Hause vorbeikam, da richtete sich der Gefangene plötzlich auf in seinem Holzkarren, und zu seinen jammernden Kindern, die unter ihrer Thür standen, sich wendend, rief er:

„Betet für mich, Kinder! und vergesset nicht: Natale war's, der Euren Vater verrieth! Rächet den Vater, wie der Vater sich rächte!“

Ein alter Bauer trat mit erhobener Hand auf

den Wagen zu, und die geballte Faust gegen Filippu schüttelnd:

„Dein war die Rache gegen Gaëtano! aber Fluch über Dich wegen Natale!"

„Glückliche Reise nach Catania!" rief höhnend Salvatore aus der Menge; „noch vor den Briganten kommst Du dort unten an!"

Finster schaute Filippu vor sich hin, und wie der Karren an der Kirche vorbeirollte, murmelte er halblaut in seinen Bart:

„Auge um Auge! Addio, Filippu!"

Schneegans, August,

Aus fernen Landen Novellen

Breslau 1886